

Im Reichsetat fehlen 791 Millionen Mark.

Die Haushaltsberatungen im Reichsrat.

Der Reichsrat beschloß sich am Dienstagabend mit dem Reichshaushalt für 1929.

Ministerialdirektor Dr. Brügel erklärte als Berichterstatter, die Regierung habe fünf negative Erbschaften übernommen, die sich jetzt auswirken: 1. die ungeklärte Forderung; 2. die ungeklärten Ausgaben des außerordentlichen Haushalts; 3. einen „Reichtum“ für Arbeitslosenversicherung; 4. einen noch nicht erfüllten 33 Millionenposten für bereits bezahlte Befehlsposten aus den Jahren 1925 bis 1927 und zu allem 5. die ungeklärten Mehrausgaben für Reparationen unter gleichzeitiger Fortfall einmaliger Einnahmen.

Brügel führte weiter aus: Die Ausschüsse empfehlen, jede veranschlagte Ausgabe über den 1. April hinaus zu verfrachten. Die frühere Regierung ist bei der Befüllung der Leberhöhlen für 1927 über das Ziel hinausgeschossen, wodurch der Haushalt von 1929 belastet wird. Von der vorgesehenen Deckung des außerordentlichen Haushalts im Vorjahr ist die Hälfte — die Rückzahlung eines 80 Millionen-Darlehens durch die Reichsbahn — bisher ausgeblieben. Der Bericht für Arbeitslosenversicherung mußte schon die Ende Februar mit 105 Millionen Reichsmark Darlehen ausgefüllt werden.

Als Entlastung für 1929 ist eine innere Anleihe im Werte von 164 Millionen bei den Trägern der Sozialversicherung vorgeschlagen, die ursprünglich im Rahmen der noch bestehenden Ermächtigungen verordnet werden sollte. Im Reichsrat hat sich hier jedoch eine entscheidende Aenderung ergeben.

Die steigende Arbeitslosigkeit

hat das Reich genötigt, der Reichsbank aus Käufemitteln Darlehen von mehr als hundert Millionen zu geben, obwohl die Anleihe mit einem beträchtlichen Bestand in den Winter ging. Sie wird diese Darlehen im Sommer nur teilweise zurückzahlen können, da sich — mangels Bestandes — im nächsten Winter auch bei normaler Arbeitslosigkeit mindestens 10 Millionen vom Reich entziehen muß. Die Regierung und Reichsrat haben es unter diesen Umständen zur Vermehrung gefährlicher Verschuldung für notwendig gehalten, daß das 150 Millionen Darlehen in den außerordentlichen Haushalt einleitet und die bei der Anleiheverpflichtung aufgenommene Anleihe hierfür verwendet, also vollständig als Einnahme in den außerordentlichen Haushalt einleitet wird.

Bei den Kanalbauten haben die Ausschüsse 7,5 Millionen gestrichelt. Umgelegt wurde der Anlag

Für landwirtschaftliche Siedlung

auf den für fünf Jahre zugewiesenen Betrag von fünfzig Millionen (statt 25 Millionen) heraufgesetzt. Mit dem Kreditrahmen hat ergibt sich ein

Defizit von 791 Millionen Mark.

Die Kürzung der Ueberverteilung an die Länder und Gemeinden wird von den Ländern besonders schwer empfunden. Viele von ihnen haben Defizite. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß das Reich den Hauptanteil der innerdeutschen Verwaltungskosten trägt. In Wirklichkeit liegen die bei weitem kostspieligsten Aufgaben

der allgemeinen Verwaltung den Ländern und Gemeinden ob: Schulwesen einschließlich Hochschulen mit mehr als 13 Milliarden Ausgaben im Jahr, Aufzug mit 4 Milliarde und Polizei mit 450 Millionen (über den Reichsaufschlag hinaus); dazu kommen die allgemeine Wohnfrage, andererseits Milliarde, das Wohnungs- und Siedlungswesen (über dreieinhalb Milliarden) und das Straßen- und Verkehrswesen (siebenhundert Millionen). Diese Zahlen ergeben allgemein zusammengefaßt

fünfeinhalb Milliarden im Jahr,

also eine Summe, die wesentlich größer ist als die allgemeine Steuerüberverteilung von 32 Milliarden.

Durch verschiedene Verbesserungsversuche der Ausschüsse — die der Rechner im einzelnen mittelt, — würde sich das Defizit um 51 Millionen vermindern.

Am Bereich realer Möglichkeiten gibt es aber für die nächsten Jahre nur eine wirkliche Entlastung, das ist die Senkung der Reparationslast und die Kürzung des besetzten Gebietes.

Wahlmännern.

Ein Antrag Bayerns, die Deckung des Defizits allein durch eine Erhöhung der Umkehrsteuer auf 1 Proz. vorzunehmen, wurde mit 48 gegen 20 Stimmen abgelehnt. Die Ausgabepostelle über die Verringerung des Biersteuererlasses wurde mit 42 gegen 27 Stimmen angenommen, diesjährige zum Brauereimonopol mit großer Mehrheit.

Die Senkung des Einkommensteuererlasses bei den mittleren Einkommen haben die Reichsausschüsse bei der gegenwärtigen ungenügenden Einkommens- und bei der geringen Wirkung für den einzelnen Steuerzahler für unmöglich erklärt. Auf Antrag der Ausschüsse wird der entsprechende Regierungsentwurf, abgesehen von einigen nebensächlichen Bestimmungen, abgelehnt.

Der Gegenentwurf zur Verringerung des § 26 des Vermögenssteuergesetzes wurde angenommen, ebenso die Verringerung des Wechselsteuergesetzes, die vor allem in dem Bericht auf die unzureichende Verschuldung beruht.

Das Haushaltsgesetz wurde unverändert angenommen, nur der Reichsanleiheplan fand Annahme in der durch die Einzelberatung getroffenen Fassung.

Der Generalsputsch in Mexiko.

Die Regierung scheint Überhand zu haben.



Erzpräsident Calles, der Regieremittler.

General Valenzuela, der Rebellenführer.

Ein Erfolg der Regierung.

Mexiko, 6. März. (Ez.) Die Regierung erzielte am Dienstag nachmittag gegen die Rebellen den ersten großen Erfolg. Ihre

Truppen stellen in Orizaba (Veracruz) 500 stark bewaffnete Anhänger der aufständischen Generale und nahmen sie gefangen. Außerdem wurde zahlreiches Kriegsmaterial erbeutet. Es ist bisher jedoch unbekannt, ob und in welcher Form diesem Erfolg ein Kampf vorausgegangen ist. Inzwischen hat die Regierung auch Truppen gegen die anderen meuternden Generale in Mexiko geschickt. Allen Anzeichen nach plant sie eine Unterdrückung des Aufstandes mit härtesten Mitteln. Die Regierung hat angedeutet, daß der gesamte Besitz der den Aufstand unterstützenden Generale beschlagnahmt wird und dem Staat verfallen soll.

Das Parlament

dürfte voraussichtlich schon in den nächsten Tagen einberufen werden, um der Regierung außerordentliche Vollmachten zu erteilen. U. a. ist auch an die Aufhebung der Immunität der in den Aufstand verwickelten und in die bisher von den Rebellen beherrschten Gebieten wohnhaften Abgeordneten gedacht.

Amerika gibt den Rebellen keine Chancen.

Washington, 6. März. (Ez.) In diesen Regierungskreisen herrscht die Ansicht vor, daß es der mexikanischen Regierung gelingen wird, die aufständischen Generale auf der ganzen Front zu schlagen. Diese Annahme stützt sich vor allem darauf, daß Erzpräsident Calles persönlich die Führung der Operationen übernommen hat.

Was ist Tatsache?

Die Angelegenheit des deutsch-französischen Geheimvertrages über militärische Abmachungen gegen Deutschland und Holland kann noch nicht als völlig geklärt angesehen werden. Obwohl sicher ist, daß der in Brüssel verhandelte Vertrag eine sehr wichtige Angelegenheit ist, das Kräftefeld seine fälschliche und Spionagegeheimnisse nach allen Richtungen hin getrieben hat. Die allergrößte Wahrscheinlichkeit spricht auch dafür, daß die Schriftstücke die das „Doppeldeh“ in Brüssel veröffentlicht hat, unecht waren. Zu dieser Erkenntnis mußte schon eine genaue Nachprüfung ihres Inhalts führen, besonders wegen die Hinweisens von England, dessen Ablehnung jeder militärischen Bindung auf dem europäischen Festland bekannt war. Nicht gemeldet werden kann an der Stelle des militärischen Abkommens zwischen Frankreich und Belgien vom Jahre 1920. Inzwischen ist die Tatsache des Bestehens eines solchen Vertrages nicht erst jetzt bekannt geworden, sondern man mußte von ihm, wenn auch sein Wortlaut verlogen ist, seit nahezu neun Jahren.

Es ist auch sehr wohl möglich, es kann beinahe als gewiß angenommen werden, daß im Jahre 1927 neue militärische Verbindungen stattgefunden haben, die man mit Rücksicht auf die internationale Situation, wie sie sich inzwischen entwickelt hat, unter allen Umständen aufheben sollte. Aber für die Echtheit der „Geheimdokumente“ ist damit nichts ausgesagt, und wir können im Zweifel darüber sein, ob das deutsche Auswärtige Amt nicht des Guten ein wenig zu viel getan hat, als es trotz der Demenst amüßigen Stellen in Brüssel und Paris an diesen beiden Orten noch Schritte durch die diplomatischen Vertreter Deutschlands unternommen hat. Wir haben außerdem Grund zu der Annahme, daß der deutsche Generalstab in Brüssel bei dieser Gelegenheit ein wenig überflüssig und infolge dessen ungeschickt vorgegangen ist.

Noch mehr zu betonen aber ist die Art, in der ein Teil der deutschen Presse die ganze Angelegenheit behandelt. So bringt z. B.

um von den nationalsozialistischen Organen zu sprechen, die „Germania“ am Dienstag abend einen Artikel mit der Überschrift „Die Bräuterei gestiftet“. Das erneuert den Eindruck, als ob der belgische Sozialist, der bisher ebenso wie Wunderbarde und Baumans die Echtheit der Schriftstücke bestritten hat, nunmehr von sich selbst abtrübe und womöglich seine Mitwirkung und daher Mißbrauch zugebe. An Wirklichkeit zitiert man aber die „Germania“ nur nach einem belgischen Blatt ein Interieur-Bräuterei, in dem dieser die von Front-Heim veröffentlichte Liste der belgischen Mobilisierungspunkte und die angegebene Zahl der belgischen Truppen als richtig bezeichnet. Inwiefern hier ein „Doppeldeh“ vorliegen soll, bleibt unerklärlich, und wir erlauben uns, den „Germania“ die sich doch hier auf die Stufe über den nationalen Selbstbesitz setzen will, den internationalen Rat zu geben auch in ihren Heberchriften etwas vorfälliger zu sein und nicht an der Durchführung einer Ausräumung, noch dazu durch Berichtigung belgischer Sozialisten, mitzuwirken.

Was ist mit dem Konkordat?

Stellungnahme der Berliner Parteifunktionäre.

Die Funktionäre des Reichsverbandes Berlin der sozialdemokratischen Partei befaßten sich am Dienstag abend mit der politischen Bedeutung des Konkordats. Den einleitenden Vortrag hielt der Abg. Kurt Böwenstein übernommen. Er führte u. a. aus:

„Die Frage, ob Preußen als einziger Staat überhaupt ein Konkordat abschließen kann, ist eigentlich schon für uns entschieden. Am Besten hat seiner Zeit der Abg. Saenger im Namen der Reichsregierung

dem Bundesrat Bayern dieses Recht bestritten. Die Reichsregierung kann nicht etwas für verfassungswidrig halten, was die Bundesregierung für rechtmäßig anerkennt. Wenn schon Staatsverträge abgeschlossen werden sollen, dann nur durch das Reich,

womit aber nicht gesagt sein soll, daß nunmehr das Reich zu einem Konkordat imman möge. Wenn wir übrigens in Preußen in Kirchen- und Schulfragen Konzessionen machen müßten, so doch immer in der Hoffnung, das zu gegebener Zeit wieder ändern zu können. Das wird aber dem Willkür eines Konkordats unmöglich. Und die Form die bisher die Konkordatsverhandlungen hatten, ist unersichtlich. Wir sind gegen die Geheimverhandlungen und Geheimdiplomatie, weil wir unter solchen Umständen nie unter außerparlamentarischen Stillposten einsehen können. Schließlich vertritt sich aus dem Konkordat Redigierformulierungen und Rechtsverhältnisse zu ergeben, die nicht abzuheben sind. Wenn man das aber alles nicht will, was braucht dann das Zentrum ein Konkordat?

Wir sind gegen einen Abstieg.

Wir sind auch nicht der Meinung, daß etwa die preussische Koalition dadurch gestärkt werden könnte. Das Zentrum betrachtet seine Mitgliedschaft in der Koalition als eine Hauptstütze im Staat, die es nicht einem Konkordat zu Grunde aufgeben dürfte. Gestärkt wird nur das Ansehen und die Macht der Sozialdemokratie, wenn man ein Konkordat abschließt, das eben so gut durch einen gewöhnlichen Staatsvertrag ersetzt werden kann.“

Die Konferenz nahm schließlich nach einer ausführlichen Diskussion gegenwärtigen Stimmens folgende Entscheidung an: „Die Funktionärerversammlung unterstützt den Beschluß des Reichstages, den Parteivorstand zu erklären, einen preussischen Parteitag mit der Tagesordnung: „Das Konkordat“ einzuberufen.“

Er haßt nicht mehr!

Im Gegenteil: der Stahlhelm liebt die Republik.

München, 6. März. (Ez.) Der erste Vorhänger des Stahlhelms, Selbste, hält sich zur Zeit zur Vorbereitung des diesjährigen Stahlhelmtages in München auf. Er führt bisher zahlreiche Konferenzen mit der deutschen Reichsregierung ab und hat die ersten Reichsregierungen mit dem Stahlhelm in einer politischen Rede auf dem Münchener Stützpunkt. Dort führte er u. a. aus: „Wir schwören nicht in Diktaturgebunden. Diktatur kann nur ein kurzer Zustand sein, dann muß wieder das freie Spiel der Kräfte einleiten. Der Stahlhelm hat keine Heißhysterie erlitten. Er formuliert nur etwas kläglich. Auch lassen wir unsere Führer nicht das Maul nicht verfallen. Wir dürfen ihrem Verlog nicht nachgeben. Das führt uns in der Welt zu verdammt wenig. Der Stahlhelm als Partei denkt aber nicht daran, diesen Ansehens zu verlieren.“

„Als der Führer des „Stahlhelms“ erklärt selber, daß die Stahlhelmbewegungen nicht ernst zu nehmen sind. Am „Stahlhelm“ ist überhaupt nichts mehr ernst zu nehmen, einschließlich des Rottegebens.“

Wilde Staliniken.

In der Vollziehung des brandenburgischen Provinziallandtages veranlaßten die Kommunisten am Dienstag zur Umwälzung wieder einmal den stalinischen Rabau. Als einige ihre Anträge abgelehnt wurden, ergingen sie sich in lächerlichen Ausfällen gegen die anwesenden Parteien, insbesondere natürlich gegen die Sozialdemokraten. Alle Drohmuster des Vorhänders gingen nichts, jedoch die Sitzung schließlich unter großem Lärm und Rabau aufgehoben werden mußte. Auf Vorschlag des Vorhänders beschloß der stellvertretende Vorsitzende, gegen die Kommunisten ein Verbot zu erlassen, die Sitzung unter Aufsicht der Polizei abzuhalten. Am Dienstag 2000 Zentner Kartoffeln für die Versorgung der Stadt freigelegt worden.

Sprenzung von Kartoffelmieten.

In Stettin, der Hauptstadt von Deutschlands Ostprovinz, ist infolge des Frostes eine vorübergehende Knappheit an Speckartoffeln eingetreten. Die Reichsmehr hat infolgedessen Provisionen zur Verfügung gestellt, die bei dem inzwischen eingetretenen Tauwetter eine Anzahl Kartoffelmieten auf den benachbarten Gütern mit Hindeln freisetzen werden. Auf diese Art sind auf einmal Gut in der Nähe von Stettin am Dienstag 2000 Zentner Kartoffeln für die Versorgung der Stadt freigelegt worden.

Die Grippe bei den Besatzungstruppen.

Paris, 5. März. (Ez. Draht.) Die zahlreichen Todesfälle, die die Grippe unter den französischen Garnisonen von Trier gefordert hat, haben in der öffentlichen Meinung in Frankreich eine Erregung hervorgerufen. Es kann nicht mehr geteugnet werden, daß die hohe Sterblichkeit auf einen schuldhaften Mangel an Pflege für die Erkrankten zurückzuführen ist. Der Kriegsminister Painlevé hat sich jetzt nach einigen Beratungenversuchen dazu bequemen müssen, eine diplomatische Untersuchung gegen die schuldigen Offiziere und Ärzte in Trier einzuleiten. Damit diese Untersuchung nicht im Sande verlaufe, hat der sozialistische Abg. Barthe im Namen seiner Partei eine Interpellation eingebracht, in der er strenge Befragung aller Verantwortlichen fordert.

Eine Enttarnung des französischen Kriegsministers.

Paris, 6. März. (Ez.) In der Kammer wurde der Kriegsminister am Dienstag nachmittag von sozialistischer Seite über die Besätze in der Besatzungsarmee, insbesondere der in Trier stationierten Truppen interpelliert. Der Kriegsminister führte die Todesfälle auf die starke Kälte zurück, daß aber gleichzeitig zahlreiche Mißstände bei der Behandlung der tranken Soldaten zu. Er beabsichtigt, eine Untersuchungskommission einzusetzen, der u. a. auch Mitglieder der Armeekommission angehören sollen.

Klassentamp in Griechenland.

Athen, 6. März. (Ez.) In einer in der Nähe der griechischen Hauptstadt belegenen Ortschaft ist dieser Tage wegen Lohnbestreitungen ein allgemeiner Streik ausgebrochen. Die Polizei glaubt, ähnlich wie das in letzter Zeit wiederholt in anderen Städten zu beobachten war, dem Streik durch die Verhaftung der Führer ein Ende machen zu können. Sie verhafteten insgesamt 14 Personen, und legte sie hinter Schloß und Riegel. Die streikenden Arbeiterinnen und Arbeiter beantworteten diese Maßnahme mit einer großen Demonstration vor dem Gebäude der Polizeidirektion. Am Verlauf der Demonstration kann es zu Zusammenstößen mit der Polizei, die zunächst einige Scherenschnitte auf die Menge abgab und dann scharf schoß. Zwei Tote und 8 Vermunnete blieben in ihrem Blute liegen.

Schnitz und Schand in England.

London, 5. März. (Ez. Draht.) Am Dienstag sprach im Innenministerium eine Deputation des „Rates für öffentliche Ordnung“ vor, eine Vereinigung familiärer Mörder und Unzüchtlichkeitsmissetäter, die eine Abschaffung des „British Bill of Emancipation“ und die Einführung eines „British Bill“ stellt den ersten Schritt einer groß angelegten Entzweiungskampagne dar.

Bezirkskonferenz der Arbeiter-Wohlfahrt.

Die Arbeiterwohlfahrt des Bezirks Magdeburg-Anhalt hielt am Montag in der Freundshalle in Magdeburg ihre Jahreshauptversammlung ab. Für den Bezirksverband der Partei begeisterte Bezirksvorsänger Genosse J. erl. die Tagung. Er wünschte der Konferenz besten Verlauf und erhofft, daß die Aussprache in kameradschaftlicher Weise geführt wird, wie es sich für Sozialdemokraten gebührt. Nach Erledigung einiger gesellschaftlicher Angelegenheiten erstattete Genossin Arning den

Jahresbericht:

In den letzten beiden Jahren ist vor allem der innere Ausbau der Arbeiterwohlfahrt im Bezirk Magdeburg-Anhalt vollzogen worden. Das hat mancherlei Schwierigkeiten gegeben, da von Parteifunktionären Mitarbeit in Arbeitsgebieten geleistet wurde, in denen die Arbeiterwohlfahrt früher stets nur Diktat war, heute aber mitempfindlich sein soll. Trotz des immer zu beobachtenden Gesichts bei der Bezirk zeigt über 86 gut arbeitende Ortsausschüsse. Außerdem haben in 42 weiteren Ortsgruppen die Frauenabteilungen der Partei die Geschäfte der Arbeiterwohlfahrt übernommen. Die Arbeiterwohlfahrt ist im Gegensatz zu allen ähnlichen Wohlfahrtsvereinigungen

die moderne Selbsthilfe der Arbeiterwohlfahrt.

Unendlich viel Kleinarbeit ist geleistet worden. Der Bezirksausschuß der Arbeiterwohlfahrt ist in der Berichtszeit niemals müßig gewesen. In zahlreichen Säuglingen und Konfirmanden sind Fragen der Ernährung, der Kinder- und Erholungsfürsorge, des Ausbaus der Wässhäuser und Beratungsstellen, der Ausbildung beruflicher Kräfte und der Zusammenarbeit mit anderen Organisationen behandelt worden. Daß die Ortsausschüsse der Arbeiterwohlfahrt auch praktisch tätig sind und aus eigener Kraft mit Hand anlegen, am dräufendsten Vor zu haben, beweist allein die Tatsache, daß in zahlreichen Ortsgruppen sich Wässhäuser gebildet haben, in denen die Frauen der Arbeiterwohlfahrt zur Bänderung bitterer Not unermüdet tätig sind. Der Bezirksverband verfügt bereits über 40 eigene Nähmaschinen, an denen auch junge Mädchen und erwerbslose Frauen Anleitung bekommen.

Ein großes Aufgabengebiet stellt die Arbeiterwohlfahrt darin, trante arme Kinder hinauszuführen in Licht und Sonne. Die Ferienwanderungen der Arbeiterwohlfahrt haben bereits überall ihren Ausbruch in wertschätzender Hilfe und in der Befreiung von Freierfunden, um auch psychologisch auf die Opfer der Arbeit und die von Lebensstufen ermüdeten Volksgenossen einzutreffen. Die Weihnachtsfeier der Arbeiterwohlfahrt sind in den letzten Jahren im Sinne unserer Weltanschauung besser ausgestattet worden, indem der Gedanke der wahren Nächstenliebe in die Tat umgesetzt wurde.

Beachtliche Arbeit wurde aber vor allem in den beiden von der Arbeiterwohlfahrt unterhaltenen

Erholungsstätten für Frauen und Mütter

geleistet. Die Magdeburger Erholungsstätte in der Neubau, die in vortrefflicher Weise von der Genossin Hartmann geleitet wird, war in den letzten Jahren fast immer voll belegt. Das Spitzbergheim in Anhalt ist jetzt gleichfalls zu einem modernen Erholungsheim ausgebaut worden, so daß auch dieses Heim in Zukunft seinem wertschätzenden Zweck in weitestem Maße nutzbar gemacht werden wird.

In der Zusammenarbeit mit den Behörden sind ebenfalls Fortschritte zu verzeichnen gewesen. Der Einfluß der Arbeiterwohlfahrt ist gewachsen. Eine Anzahl Ortsausschüsse erhalten laufende kommunale Unterbringungen, ein Beweis dafür, daß die Tätigkeit der

Arbeiterwohlfahrt als Ergänzung der öffentlichen Wohlfahrtspflege anerkannt wird. Mitarbeit ist außerdem geleistet worden in der Jugendgerichtshilfe, Vormundhelfer, Schulpflicht, Geiselnahmefürsorge, Säuglingspflege und Wöchnerinnenfürsorge.

Zum Schluß ihrer Ausführungen dankte die Genossin Arning allen Funktionären, die mitgeholfen haben, das Wert der Arbeiterwohlfahrt auszubauen, sie forderte zur tätigen Mitarbeit alle die Genossinnen und Genossen auf, die auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege praktisch tätig sein wollen, um im nächsten Jahre von einem weiteren Werdungen der Arbeiterwohlfahrt berichten zu können. Die Konferenz dankte durch Harzen Belfall der Genossin Arning für ihren vortrefflichen Geschäftsbericht.

Aussprache.

Am der Diskussion über den ausführlichen und inhaltreichen Bericht sprachen die Genossinnen und Genossen Kleinsch (Wahlersen), Thiele (Wahlersen), Harzen (Spitzbergheim), Hartmann (Neubau), Hartmann (Magdeburg), Wegener (Gardelungen), Fröhner (Gerbs), Günther (Bernburg), Schulte (Wahlersen), Fiedler (Bernburg), Bollmann (Spitzbergheim), Wöhlfel (Dehau), Klemmer (Neubau), Zeile (Gegau), Otto (Neubau), Eiß (Wurg), Langsdorf (Wurg) und Thoma (Spitzbergheim).

Vor der Mittagspause wurde bekanntgegeben, daß 60 Delegierte anwesend sind, außerdem zahlreiche vertretungsberechtigte Beamte, über 200 Funktionäre der Ortsausschüsse, ferner waren der Reichsbund der Kriegsschädigten, der Zentralverband der Arbeitsmindernden und der Ortsausschuß der Gewerkschaften vertreten. Den Magistrat der Stadt Magdeburg vertrat Stadtrat B. h. m. e.

Nach der Mittagspause nahmen die Delegierten einen Vortrag des Mitgliedes des Hauptauschusses der Arbeiterwohlfahrt Genossin Federer (Wahlersen) entgegen zu instruktiver Weise über Zusammenhänge zwischen öffentlicher u. privater Wohlfahrtspflege sprach.

Er führte aus: Die sich die Sozialdemokratie dem gegenwärtigen Stande gegenüber stellen einleuchten konnte, ergab sich für sie als eine Wirtung an der Lösung konkreter Aufgaben, so insbesondere der Ausgestaltung der sozialen Gesetzgebung. Als sich diese gesellschaftlich notwendige Wandlung vollzog, entstand auch die Wohlfahrtsorganisation der organisierten Arbeiterwelt in der Arbeiterwohlfahrt. In dem Maße, in dem diese Arbeiterwohlfahrtsorganisation an Größe und bedeutendem Einfluß gewachsen, steigerte sich die Opposition der kirchlich-konfessionellen Wohlfahrtsvereinigungen, die sich unendlich viel auf ihre Tradition aufbauen, gegen diese Bewegung. Die Arbeiterwohlfahrt erhielt die gesamten lebendigen Beziehungen der Menschen und ruft deshalb nach einer

verpflichtenden und umfassenden Tätigkeit des Staates

gegenüber den Menschen, die in Not und Elend leben und sich durch eigene Kraft nicht den Platz an der Sonne erobert können. Wie die Arbeiterwohlfahrt nach der ausschließlichen öffentlichen Wohlfahrtspflege strebt, so strebt kirchlich-konfessionelle Wohlfahrtspflege danach, die kirchlich-konfessionellen Wohlfahrtsvereinigungen, die sich unendlich viel auf ihre Tradition aufbauen, gegen diese Bewegung. Die Arbeiterwohlfahrt erhielt die gesamten lebendigen Beziehungen der Menschen und ruft deshalb nach einer

Genossin Federer weist in diesem Zusammenhang auf die in der Deutschen Liga zumenschließenden, der Arbeiterwohlfahrt gegenüber genommenen Wohlfahrtsvereinigungen hin und beschäftigt sich dann mit der evangelischen Armensorgen. Genossin Federer stellte in seinen weiteren Ausführungen deutlich als Kern heraus: hier öffentliche Wohlfahrtspflege, für deren Vorberichter die Arbeiterwohlfahrt sich einsetzt und dort die Klavierwerke, denen jedes Mittel recht ist, um die Föhrung wieder an sich zu reißen. Diese

„An der Wasserlante.“

Von Kurt von der Eider.

13. Fortsetzung. Stadtrat verdorren.

„Wie wohl Sie aussehen, liebe Kalsha, wie Ihre Augen glänzen! Ich habe es ja immer gesagt: hier werden Sie sich erholen. Ja, ja. Sie werden noch Aufsehen erregen, Eröberungen machen. Sie sind eine Schönheit, Kalsha! Man interessiert sich schon für Sie. Der Diener des Grafen — bei uns im Hause wohnt ein Graf — hat sich erkundigen müssen, wer die schöne Frau wäre, die gestern abend angekommen ist. Damit sind Sie gemeint, Herrschaft! Sehen Sie, man hält Sie sogar für eine Usualberlin.“

Kalsha erröte vor Freude. Sie sah in diesem Augenblick wirklich beglückend schön aus.

Im nächsten Loge ging Vete mit ihr zum Arzt.

Dort war er ein freundlicher, runder Herr von westnämischen Manieren. Er unterwies die junge Frau und meinte dann, es hände durchaus nicht schlecht mit ihr. „Wahrscheinlich ist nicht nötig“, fuhr er fort, „jedoch gemäßigtes Lebensweise Bedingung. Sie gebrauchen viel frische Luft, nicht zu früh, nicht zu spät, und pures, kräftiges Essen. Der Pulsschlag ist matt, doch nicht unruhig. Die kleine Lunge ist noch recht gut, nur augenblicklich etwas verengt. Die rechte hat gewunden: wird aber besser werden. In den Nerven müssen Sie sich entspannen. Also nur Mut gefaßt, gnädige Frau!“

Kalsha war wuchs nach diesem Besuche.

„Sieht du, Vete, der verdorrt auch keine Wasserlante, und es hilft doch.“

Vete wußte nichts zu antworten. Sie hatte aus den Worten des Arztes keine großen Hoffnungen geschöpft wie Kalsha.

Der Kranke schien indessen die Luft auf zu bekommen. Ihre Augen waren morgens glanzvoll, ihre Bewegungen frisch. Anhangs erregte die Schönheit der Natur ihr Gemüt. Sie mußte in Worte fassen, was ihre Seele erfüllte, und das wachte wieder die Krankheit in ihr und steigerte das Fieber.

Aber Log zeigte ihnen wieder der Natur. Mühter war die Luft so klar, daß ganz entfernt liegende Berge ihnen nahe gerückt schienen und ausluden, wie hohe, dunkle Fäpfele.

In der schönen Natur blühte Kalsha auf wie eine Blume, die lange Zeit die Sonne entsohrt hat. Sie triumphierte.

Denke dir, Vete, ich kann die Treppentufen jetzt hinuntergehen, indem ich einen Fuß vor den anderen lege; sonst müßte ich

immer erst den zweiten nachholen. Das ist doch ein großer Fortschritt.“

„Ja, das ist ein großer Fortschritt.“

„Und sieh mal meine Hände; wenn die Sonne durchscheint, sind sie ganz rosa.“

Da nahm Vete die schmale Gestalt in die Arme und küßte sie.

Eines Vormittags holte Hans Leonhardt Kalsha zu einem Spaziergange ab. Sie gingen allein. Es war Vete anfangs nicht recht. Sie meinte, die Schwester nicht aus den Augen lassen zu dürfen; aber Annie hielt sie zurück.

„Lassen Sie die beiden nur; die bekommen keinen Anfallsanfall. Sie haben zu nützen, und ich liebe Ihnen Gesellschaft.“

Als Vete sie noch immer mit stummer Frage ansah, fuhr sie fort: „Die beiden lieben sich, es ist wahr — aber es ist die Liebe von Kindern, die an eine Zukunft glauben und doch ahnen, daß sie auseinandergehen. . . . Ja, wir sind im Grunde genommen nur Kalshas wegen hierher gerollt.“

„Ich dachte es mir.“

„Was ist“, fuhr Frau Thoma fort, „ich hätte sonst Niemand bevorzugt, aber das ist nichts für Kalsha und mich lieben sie so sehr. Mein Hoffnung auf Genesung ist, wird sie hier sicher gesund. Die Liebe meines Brubers kann nur günstig auf ihren Zustand wirken. Vor einem Jahre freilich, da war es anders, da empfand er heißer, heftiger. Ah, ich merkte es gleich, daß die beiden zusammenpfeifen. Ich dachte: verliert euch nur; das geschieht dem stolzen Hartmich ganz recht. . . . Willen Sie, ich halte beide Elternkinder, die alle anderen neben sich erwidern. . . . Arme, kleine Kalsha! — Haben Sie einen Vater und eine Mole genommen, wie mich dabei zugrunde gehen? — die Mole. . . . Sie passen besser zu ihm!“

Frau Annie rühte nach. „Man sagt im Dorfe. Sie würden kein Bubbers heiraten. Es ist Unfinn, nicht wahr? Sie und mein haben viel zu vieles gemeinsam, das gibt gute Kameradschaft, aber keine gute Ehe.“

Vete war betroffen. Gerade daselbst hatte sie schon längst im innersten Herzen gefühlt, ohne es auszusprechen. Sollte sie einen guten Freund verlieren, um ihn gegen einen gleichgültigen Ehemann einzutauschen? Vor frohliche.

„An, die Ehe“, fuhr Frau Annie fort. Sie sprang in gewohnter Weise von einem zum anderen über. „Du lehne Sie mit der Dame drüben — nachts Zusehens! Ein paar Augen hat sie im Kopie, und sie totet sich mit Soms in einer Weise. . . . Schön ist sie, aber nicht mehr jung, und ihr Mann — die wackelnde Leide. Eine Wumie in moderner Ausstattung. Vrr! Nicht um eine Million müßte ich mit dem Manne verheiratet sein. Er ist übrigens ein Graf.“

herrschten der Ligaverbände erlauben sich heute dann noch gegen ein so junges Verwaltungsgebiet, wie das der Wohlfahrtspflege, das allein schon aus zeitlichen Gründen frei von Verfallungserscheinungen sein müßte, mit dem Vorwurf des Bureaukratismus zu operieren. Wir fordern dagegen Durchsicht auch der inneren Verwaltung der Wohlfahrtsverbände durch Republikaner. Weiter wird die Heranbildung von ehrenamtlichen und beruflichen Kräften für die öffentliche Wohlfahrtspflege geleistet. Zum Schluß betonte er:

Wir sind uns bewußt, daß alle Bürgerarbeit problematisch ist, weil sie die gesundheitlichen und wirtschaftlichen Zustände mit ihren tragischen Begleiterscheinungen nicht zu beheben vermag. Ausreichende Löhne, gute Wohnungen gehören zu den wesentlichen Bedingungen, unter denen eine Arbeiterwohlfahrt heranzuwachsen kann, die die Kraft besitzen wird, auf dem Wege zur wirtschaftlichen Befreiung der Menschen, deren Voraussetzung die Heberwindung der Profitwirtschaft ist, mit großem Erfolg als voranzuföhren. Nach einer interessanten Aussprache schloß Genossin Arning die Tagung mit dem Wunsch, daß dieselbe ihre Früchte tragen und die hier gegebenen Anregungen zum Segen der Hilfsbedürftigen erfüllt werden möge.

Wernigeröder Angelegenheiten.

Wernigerode, den 6. März

Gedenktage.

6. März.

1848 Aufhebung der Zensur in Bayern, Ostha und Heßen. — 1897 Kaiser Peter v. Corneius. — 1877 Koblenz Jacob. — 1919 Gründung der Kommunistischen Internationale in Moskau. — 1926 Silberhochzeit in Genf.

Was wird aus dem Wohnungsbau?

Diese Frage beschäftigt im Augenblick wieder stärker die Öffentlichkeit, da zurzeit die Parlamente sich mit der Finanzierung der neuen Häuser beschuldigen müssen. Von großem Interesse ist daher die neuesten amtlichen Feststellungen über Wohnungsbedarf und Wohnungsverteilung:

Einer Bevölkerungszunahme von rund 8 Prozent (von 1910—25) steht eine Zunahme der Haushaltungen von rund 20 Prozent gegenüber. Diese Erhöhung erklärt sich durch die Veränderung im Altersaufbau der Bevölkerung. Während die Personen, die jünger als 15 Jahre sind, sich um 18,7 Prozent im Laufe des Lebenszyklus vermindert haben, ist der Anteil der 15jährigen und älteren Personen um 19,2 Prozent gestiegen. Es kann also auch bei gleichbleibender oder langsam wachsender Bevölkerung eine erhebliche Zunahme der Haushaltungen und damit eine Steigerung des Wohnungsbedarfes eintreten. Für die gegenwärtige Wohnverteilung ist es bezeichnend, daß fast ein Drittel aller Häuser aus Einmalkinderhäuser, ein Fünftel Zweifamilienhäuser und ein weiteres reichliches Fünftel Gebäude mit 3 und 4 Wohnungen sind. Von den durch die Zahlung von 1925 erstellten 8,7 Millionen Wohnungen sind 48,8 Prozent Kleinquartiere mit 1—3 Räumen, 43,6 Prozent Mehrfamilienhäuser mit 4—6 und 7,6 Prozent

Kalsha schritt mit Hans Leonhardt in die Berge. Sie gingen langsam, ruhten öfter und vermieden jede rauhe Steigung.

Als sie hinaustraten, war alles in Nebel gehüllt, in helles und dunkle Nebelwolken, die miteinander kämpften. Nach und nach wurde der Ausblick klarer. Am Tat lag der Nebel nur, aber oben hatten meine Sonnenstrahlen sich schon verdrängt. Die Hügel der Berge schauten hervor, und es sah aus, als ob sie in den Wolken schwammen.

Sie sprachen von ihrer Liebe ganz ruhig und unbefangenen, wie man vielleicht über ein schönes Buch spricht.

Die begehrtige Glat in seinem Herzen war längst einen tiefen Erbarman gewichen. Auch in Kalsha war es ruhig geworden. Nur in ihren Augen löbten mitunter noch die alten Flammen, die nur der Tod löschen konnte.

„Sieber“, sagte sie sinnend. „Nennen Sie es Schmalz, Hans Leonhardt, Schmalz nach dem Denken und Schönen, nach dem Lande des Glücks. . . . Sie ist wunderbar, diese Schmalz. Sie blüht wie eine Blume auf, sie beruht und erhebt uns, und ist die eine Blume verweilt, blüht schon eine neue auf, glücklicher, dulder als die vorige. Das blüht und hofft und träumt, bis der Winter kommt. Ich liebe Sie, Hans, aber ich fühle mich ganz frei und leicht dabei. Kann es denn eine Sünde sein?“

„Nein, es ist ein Gottesdienst.“

Sie erhob die Augen zu den gewaltigen Berggipfeln, es schien ihr, als wären sie näher getreten, um Jagen ihrer Worte zu sein. „Wenn ich erst gesund bin, soll alles anders werden. Ich habe hartnäckig besser verstanden gelernt. Vielleicht werde ich doch noch eine Schutzpatronin der Kranken. Ich weiß jetzt, wie das Kranksein tut. Da lernt man das Leben anderer besser verstehen. . . . Sehe ich nicht schon viel geländer aus?“

Er sah sie mit einem Blick voll treuer Hingebung an.

„Liebe Kalsha, Sie dürfen nicht so viel reden.“

Sie nickte müde und ließ sich auf eine Bank nieder. Er umfing sie sanft mit seinen Armen, und sie ruhte einen Augenblick an seinem Herzen.

Auf dem Rückweg begegnete ihnen eine Gesellschaft Damen und Herren. In der Mitte eines älteren, gefassten pelzigen Mannes mit weißen Oberstücken schritt eine schlanke Gestalt in hellem Kleide. Unter einem großen Hut küßten zwei dunkle Frauen herüber; die boberten sich zuerst in Hans Leonhardts Anblick und blieben dann auf Kalsha hoffen. Die Augen brannten und staßen. Sie stammten in stummem Grusse auf und stellten sich wieder.

„Wer was das?“ fragte Kalsha. „Wir ist, als hätte ich sie schon einmal irgendwo gesehen.“

„Sie bewohnen das Stadtwert unter uns“, entgegnete er. „Der Mann ist lebend. Es sind Adelige. Was geben sie uns an.“

Sitzung der Stadtverordneten.

große Wohnungen mit 7 und mehr Räumen. In den Großblöcken sind heute fünfzig, in den Kleinstblöcken aber nur vier Wohnungen untergebracht. Die Gesamtzahl der Internierfamilien betrug bei der Zählung (1923) 950 000 bis 1 Million. Der dringende Wohnungsbedarf für die Unterbringung der Internierfamilien wird auf mindestens 500 000 bis 550 000 geschätzt.

Die durchschnittliche Wohnfläche schwankt zwischen 3,3 und 5 Wohnmeter je Wohnung. Schätzungsweise sind 750 000 Wohnungen mit ungefähr 3 Millionen Bewohnern vorhanden. Die Fläche ist überfüllt. In den städtischen Industriebezirken ist die Überfüllung, besonders der Klein- und Kleinstwohnungen, besonders groß. Bei den einräumigen Neubowohnungen sind 47,4 Prozent, bei den zweiräumigen 16,2 Prozent und bei den dreiräumigen 6,7 Prozent überfüllt. Die einräumigen Familien in jedem am schwersten unter dem Wohnungsproblem. In München sind 1970 kinderreiche Familien, d. h. Familien mit 4 und mehr Kindern, in ein- und zweiräumigen Wohnungen untergebracht, und ein großer Teil dieser Familien befindet sich in abbruchreifen Wohnungen. Es ist zu beachten, daß in der Nachkriegszeit auch wieder Wohnungsarten zugelassen wurden, die eigentlich mit den Anforderungen nicht in Einklang stehen. Bei der Wohnungsabgabe wurden über 27 958 Baracken und Wohnlauben mit 49 489 Wohnungen gebaut. Kellerwohnungen und Dachwohnungen und sogenannte Beschluswohnungen — darunter ausgerichtete Eisenbahnwagen — werden nicht nur weiter bewohnt, sondern sogar wieder neu hergestellt. Der augenwärtige Mangel an abbruchreifen Wohnungen wird auf mindestens 300 000 geschätzt, wobei alljährlich neuerdings 30 000 erprobungsfähige Wohnungen kommen. Das Vorhandensein eines bestimmten Bestandes an Vermehrungen würde die Verteilung und den notwendigen Austausch von Wohnungen erleichtern. Schon ein Leerbestand von 1 Prozent würde jedoch die Errichtung von weiteren 150 000 Wohnungen erfordern.

Der Wohnungsbedarf, der durch den reinen Zugang von Haushaltungen (Haushaltungsgründungen) abzüglich der Hausfallsauflösungen) entsteht, wird für die Zeit von 1927 bis 1930 auf 225 000, 1931 bis 1935 auf 250 000, 1936 bis 1940 auf 190 000 je Jahr beziffert. Für den Ersatz von abbruchreifen Wohnungen werden weitere 30 000 Wohnungen in Rechnung gestellt. Der Bedarf für Industrieanlagen wird auf 160 000 und der für landwirtschaftliche Siedlungen auf 150 000 Wohnungen geschätzt.

Achtung, Parteimitglieder!

Die drohende Hochwassergefahr verlangt die unbedingte Bereitschaft aller Parteimitglieder. Es geht daher der Aufruf an alle unsere Parteimitglieder, sofort, wenn das Alarmzeichen durch die Feuerwehreinrichtungen ertönt, sich auf schnellstem Wege nach dem Gemeindefestsaal (großer Saal) zu begeben, um dort gemeinsam mit dem Reichsbanner zur Hilfeleistung auf Anfordern der Behörden zur Verfügung zu stehen. Das Reichsbanner leistet seit Sonntag in erhöhter Alarmbereitschaft; es ist vom 1. Bürgermeister mit Dank das Anwerben zur Hilfeleistung angenommen worden.

Alle Parteimitglieder unterliegen dem Kommando der technischen Leiter des Hochwasserbaus. Die Durchführung des Hochwasserhochbaues liegt bei dem technischen Bauamt, das die etwa notwendigen Hilfskräfte durch Telefon im Gemeindefestsaal anfordert. Wer starke Kräfte (Wasserpumpen oder dergleichen) im Besitz hat, sollte dieselben mit zur Sammelstelle bringen.

Parteimitglieder, es gilt das große Hilfswort des Schutzes vor den räufelnden Elementen mit allen erdenklichen Mitteln zu unterstützen, haltet Euch besetzt bereit, wenn Gefahr im Verzuge ist!

Der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei, Ortsleiter Wenigrode.

— Parteiverammlung in Haffersode. Am Sonnabend, den 9. d. Mts. findet im Hoflager wieder eine Begrüßungsverammlung der Partei in Haffersode statt. Die drohende Hochwassergefahr und eine Reihe kommunaler Fragen werden in der Verammlung dem Parteigenossen vorgelegt werden.

— Personalveränderungen. Der stellvertretende Parteivorsitzende des Stadtkomitees Wenigrode ist zum Nachfolger des durch freitod aus dem Leben geschiedenen Rentanden Baumgarten-Jünger zum Mandanten bestellt worden.

— Todesfall eines Parteigenossen. Während ich durch die Gasse der Straßen, am Montag abend, ein Pferd eines blauen Spekuliers in der Pfarrstraße, geführt. Beim Fahren war das Tier von einem Schlagfluß betroffen worden. Der Kadaver ist der Züchterei übergeben.

— Mit dem Heranziehen der Schneefälle ist es erforderlich in den Fußgänger durch Befestigung eines vorhandenen Hindernisses in den Fußgänger freizugehen. Die Wasserleitung ist durch die Frostluft zu verstopfen, damit Wasserleitungen vermeiden werden. Dies gilt ganz besonders bei Niederschlagsgefahr. Es wird daher darauf hingewiesen, daß die Unterhaltung, Reinigung und Freigehaltung des Fußgänger ist zu seiner Mittelsache der Verantwortliche. An die Befestigung der Unterhaltung, alle in den Fußgänger befindliche Hindernisse alsbald zu beseitigen.

20. Kapitel.

In dem kleinen Dorfe an der Nordsee war längst der Winter eingetreten. Himmel und Meer loben vielen aus, und libergraue Sturmwinden umkreisten mit Krächzen die aufgetürmten Felsfelsen. Der Strand war feht und das Sand lag still unter feiner Schimmernden weißen Decke.

Zu Doktor Stahl kam Besuch. Die Sprecherin war eigentlich zu Ende, und Aule wollte die Person, die ihr in der einfachen schwarzen Jacke und dem dicken Schleier, den sie um den Hut gewunden trug, nicht gehen vorwärts, am liebsten abwarten. Aber sie ging leise hinter Aule drein, bis sie an die Tür des Studierzimmers kam, dann schob sie die Aule zur Seite und trat hinein. Der Doktor sah sie an. In der Hand war ein weißes Tuch und ein weißes Aule, das sie sich ansehte.

Hortwitz ahnte nichts, war vor ihm stand. Er sah ein Wort reden konnte, hatte das Weib den Schleier tief heruntergerissen. Teile Martens stand vor ihm mit glühenden Augen, roten Lippen und wirrem Haar. Sie sah verärgertlich lächeln aus; aber dem Manne war es doch, als wäre das hübsche, laubere Bild, das er früher so oft mit Wohlgefallen betrachtet hatte, verwischt und beschmutzt. Er starrte sie an und dergah es, sie zu begreifen.

Sie lächelte, um sich über die Verlegenheit hinwegzusetzen. „Ja, Lieben Pater, ich bins. Jetzt muß ich wohl zu dir kommen. Ich bin krank.“

„Krank?“

„Ja, mein Herz ist krank. Das kann keiner helfen als du!“

Hortwitz beugte sich; er rührte sich nicht. Er wandte die Augen ab, als ob Teiles Nichts ihm körperliche Schmerzen verursachte. „Ich vermag nichts.“

„Dann wollen wir uns gegenseitig helfen.“ Du wirst. Komm an mein Herz; es ist heiß genug für uns beide.“

Sie legte ihren schlendenden Arm um seine Schulter und bog ihn ihr klüftendes Gesicht zu. Er schob sie von sich.

„Dein Herz ferne ich — es ist von Eis.“

Sie zog den Arm zurück; ihre Stimme klang dumpf wie Regen.

Der Vorleser gab am Schluß unter „Beschlüssliche Mitteilungen“ zur Kenntnis, daß zwei außerordentliche Kassenversammlungen am 24. Januar und 7. Februar 29 halbstunden haben und daß sämtliche Anträge sich reslos erledigen ließen.

Ferner daß die am fünften Anno-Neuem durch den Abgang der Oberlehrerin Fr. Borsdorf freigebliebenen Stelle von der Lehrerin Eva Schubert aus Goldberg i. Schl. am 1. April d. Js. neu besetzt wird.

Dann ist eine Eingabe von Anwohnern der unteren Dittstraße wegen Abföhrung eingegangen. Ferner ist ein Gehalt des Haus- und Grundbesitzer-Bereins eingegangen, das sich mit der

Befestigung der neuen Müllegräbe

befestigt. Es wird darin Einpruch erhoben, daß die Hausbesitzer die Kosten der Befestigung der Gräbe auferlegt wurden und daß der Hausbesitzer für den Inhalt der Müllegräbe, die doch keine Mieter mitführen, verantwortlich gemacht wird. Auch die Befestigung der Gräbe für die Müllabfuhr, sei ein ungerechtfertigtes Verlangen. Ein ähnliches Schreiben, das der Verammlung in Rücksicht vorliegt, ist vom Bauamtsmännlichen Verein an den Regierungsrat übergeben.

Der Vorleser macht den Vorleser, die Eingabe an die Baukommission weiterzuleiten, damit dort die Stellung genommen werden kann. Hiergegen erhebt Stadtbaurat Dörschel Einwendungen, da diese mit der Angelegenheit nichts zu tun habe. Er begründet seinen Standpunkt damit, daß das Wohnungsamt in einem Beschlusse sich über die Kostenfrage der neuen Müllegräbe geäußert habe.

Stadtbaurat Dörschel erklärt, daß nach einer Erklärung des Magistrats die Mieter zur Ertragung der Aufschaffungskosten mit herangezogen werden könnten. Er ist über die Verordnung zu denken, sei, falls, da sie wegen der Aufschaffung keinerlei Sinnvolle enthalte. Da, wo die Mieter bisher Gräbe selbst stellen mußten, sind diese auch zur Befestigung der neuen Gräbe verpflichtet.

Genosse Godecke wendet sich mit aller Schärfe gegen die Auslegung, daß die Mieter irgendeine gesungenen können, zu den Kosten beizutragen. Bekanntlich ist, daß der Magistrat entgegen dem Beschlusse der St.-B. und entgegen dem Willen der sozialdemokratischen Fraktion die Gräbe nicht zum Selbstkostenpreis direkt an die Verbraucher abzugeben durchführt, sondern, daß diese wieder einige Geschäfteleute heranzieht. Er vermahnt die Fraktion sich ausdrücklich vorbehalten, daß sie nur unter der vorher genannten Bedingung der Befestigung der Gräbe zugestimmt habe.

— Der Volks-Feuerbestattungs-Berein teilt mit: Gemäß den Vorschriften des Reichsausschusses vom 4. dieses Monats, die in der Februar-Berungs-Zeitung bekannt gegebene Verammlung zur Delegiertenwahl hat. Die Wahl fiel wie im Vorjahre auf den Bezirksleiter O. U. Borch, hier, Bismarckstraße 3a, Fernruf 912 und wird hier an der Generatoren-Verammlung in Berlin teilnehmen. Die Wahl für einen Ersatzbelegierten fiel auf Herrn Hugo Jahn, hier, Karstraße 10.

Aus Halberstadt.

* Wilhelm Hofmann. Am Montag starb unser altgedienter Genosse Wilhelm Hofmann im Alter von 73 Jahren. Von ihm kann man mit Recht behaupten, daß er zu der alten unermüdbaren Garde gehörte, die unter größten Schwierigkeiten und Opfern für die Arbeiterbewegung eintrat. Die hiesige Ortsgruppe des Einheitsverbandes der Eisenbahner Deutschlands feiert ihn als ihren rühmlichsten Funktionär. Der schon in Zeiten, in denen eine gewerkschaftliche Betätigung der Bahnenbeamten unmöglich gemacht wurde, eifrig den gewerkschaftlichen Zusammenfluß förderte und selbst das Amt des Kassierers seiner Gewerkschaft übernahm. Auch als Genossenschaftsleiter und Parteimitglied betätigte sich Hofmann äußerst rühmlich. Zuletzt war er für die „Brennstoff-Berlegung der Eisenbahn-Bediensteten“ tätig. Möge die Jugend den glänzenden Eifer bei der Verwirklichung der Interessen der Arbeiterbewegung an den Tag legen, wie es dieser unserer tätige Funktionär getan hat.

* Volkshöhle Halberstadt. Zur Aufführung der „Friederike“ von Schiller fand in der Buchhandlung „Halberstädter Tagesblatt“ Aufschubmännerten zu stark ermäßigten Preisen erhältlich. Die Karten werden nur an Gewerkschaftsmitglieder und deren Angehörige abgegeben; selbstverständlich haben auch Volkshöhlenmitglieder das Recht, eine beliebige Anzahl von Plätzen zu kaufen. Die Aufschub findet am Sonnabend, den 23. März, statt. Es ist eine äußerst starke Nachfrage nach Karten zu verzeichnen. Deshalb empfiehlt es sich, recht bald den Bedarf an Karten zu decken.

rollen. „Was habe ich getan, daß du verachtest, worum du fröhlich getestelt?“

„Du hast selbst geteilt, was niemals wieder aufgemacht werden kann.“

„Ich geh“, sagte sie, „ich war unvorsichtig, das gebe ich zu. Es geschah aber doch aus Liebe. Meinewegen mag deine Frau hundert Jahre alt werden; ich will die Deine werden ohne Ring und Traualter. Bist du nun zufrieden?“

Er antwortete nicht sofort. Seine Wangen waren einen Schein bleifar geworden, seine Augen blinzelten wie erloschene Lichter. „Ich bin unglücklich“, sagte er leise, „ich habe eine todkranke Frau.“

„Sie weilt im Silden an der Seite ihres Geliebten.“

Er nickte stumm.

„Du weilst es wohl nicht, daß sie sich lieben?“

„Ich weiß es. Ich habe ihre Seele freigegeben, und sollte sie gesund zurückkehren, gebe ich sie auch freiwillig frei.“

„Dann bist du auch nicht mehr gebunden.“

„Mir liegt nichts daran.“

„Sie wurde rot vor Wut. Das ist ja fächerlich. Sie war dir überhaupt nie ein rechtes Weib. Du gehst mit, weil ich dich liebe.“

Sie trat ganz nahe an ihn heran. Ihre weißen Hände ergrieffen die feinen und kammerlichten Finger daran fest. Ihre Augen flimmerten grünlich. Da redete er sich plötzlich, freckte die Arme aus und hielt sie mit großer Kraft, als wollte er sie wegwerfen, von sich. „Geh!“ sagte er heiser.

Jetzt sah sie, daß nichts mehr für sie zu hoffen war. Sie nestelte sich den Schleier haltig; aus ihrem Munde klang ein seltsamer Ton. War es ein Schlußreden oder Baden? Dine sich umzusehen, ging sie fort.

Hortwitz Stahl sah noch lange grübelnd vor seinem Schreibtisch und konnte keine Ruhe finden. Draußen wehte der Nordwind. Teile Martens hatte einen rauhen Weg zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Schubauer Dörschel geht nochmals eingehend auf die Erklärung der ganzen Angelegenheit ein und will bemerken, daß der Magistrat völlig freie Hand hatte in der Erledigung der Befestigung und Abgabe.

Die Genossen Godecke, Niemann und Bartels treten diesen Ausführungen scharf entgegen. Der Gen Godecke spricht davon, daß verurteilt wird, die Lasten auf den Kopf zu stellen, was ihm eine Ermahnung des Vorlesers eintrifft. Der Gen Niemann spricht dem Magistrat die schärfste Mißbilligung aus, daß wegen 9 Gehaltssteuern die breite Masse der Bevölkerung geschädigt werde.

2. Bürgermeister Gen. Reichardt hält sich verpflichtet, in Abwägung des Magistratspräsidenten diese Mißbilligung ebenso scharf zurückweisen zu müssen. Der Befehl der Baudeputation habe in ihrer Mehrheit, was wenn einige Mitglieder dagegen gestimmt hätten, dem Magistrat veranlaßt, den jetzt gewünschten Weg zu beschreiten. Am besten sei die Eingabe als Beschwerde zu denügen und die Aufschubbehörde darüber entscheiden zu lassen ob die Hausbesitzer die Aufschubskosten der Müllegräbe allein zu tragen haben, oder ob diese unumgänglich seien.

Auf Antragstellung des Gen. Bartels verliest der Stadtbaurat nochmals die gefassten Beschlüsse, was den Gen. Bartels am Schluß der Verlesung zu der Zwischenbemerkung veranlaßt, daß der Magistrat bewußt sich dem Stadtbauratsbeschlusse entgegenstellt habe. 2. Bürgermeister Gen. Reichardt vermahnt sich auch gegen diese Unterstellung der „bewußten Mißbilligung des Magistrats“. Es sei ein Fehler der St.-B., daß sie ihrerseits sich nicht völlig prägnant in ihrem Entschlusse ausgedrückt habe.

Stadtbaurat Dörschel weist darauf hin, daß die Müllabfuhr jetzt erst für ein Drittel der Bevölkerung eingeführt werde, man müsse sich die Erfahrungen für die übrigen Zweidrittel zu Nutzen machen lassen. Gen. Godecke: Wir werden uns nicht gegen die Verordnung einzelner Geschäfteleute, sondern gegen die ungesunde Befestigung die man dadurch der Bevölkerung zumutet.

Stadtbaurat Dörschel verweist der Debatte eine andere Wendung zu geben. Ein Teil der Hausbesitzerinnen seien gar nicht in der Lage die schweren Müllegräbe zur Abholung bereit zu stellen.

Bürgermeister Reichardt glaubt, daß durch gegenseitige Vereinbarung auch hier sich ein Ausweg ermöglichen ließe. Damit schließt die Kenntnisnahme der Eingabe des Hausbesitzer-Bereins.

Der Vorleser macht noch Mitteilung, daß zwei Dringlichkeitsanträge eingegangen seien. (Fortsetzung folgt.)

Das Lichtspielplanus Halberstadt bietet einen Spielfilm, in dessen Mittelpunkt sportliche Ereignisse stehen. Der Film trägt den Titel „1, 2, 3, los!“ und schildert das Treiben der Sportklubler. Wir sehen sogar die Schwimmer, die in einem ungelieblichen Kampf mit den Schwimmern verleben, an dem auch eine ungeliebliche Kampfmannschaft, die über den Kanal nur im Motorboot und nur wenige hundert Meter im Wasser durchquert, erfolgreich teilnimmt. Ein glückliches Ende können er und sie feiern. Im nächsten Film „Sonne—Silden—Lebenslicht“ spielt Norma Lande als Tänzerin große Tränen. Der Film schildert den Kampf zweier eigenartig nicht existierende Republik. Der Film ist geschäftlich ausgefallen.

* Keine Erhöhung der Bilettpreise. Zu unserer gestrigen Meldung über die Bilettpreis-Erhöhung durch das Mitteldeutsche Braunkohlen-Syndikat sind uns mitgeteilt, daß der hiesige Biletzettel in dieser Hinsicht Preis-Erhöhung nicht betreffen werde. Nach dem Bericht des hiesigen Syndikats sind die Preise für die Bilette 2. D. Republik 10. 3. D. Stuttgart 14. 3. D. Amerika 17. 3. D. Dresden 21. 3. D. Bresl. Harding 26. 3. D. München 28. 3. D. Karlsruhe 31. 3. D. Seidlich 2. 4. Nach Philadelphia-Baltimore-Portland ab Bremen D. Köln 8. 3. D. Westfalen 22. 3. D. Nord-Amerika Westfalen ab Bremen D. Westl. 16. 3. D. Jar 6. 3. D. Schwanen 27. 4. Nach Hannover-Göttingen ab Bremen-Bremen ab Bremen D. Nord 2. 4. Nach Göttingen ab Bremen D. Raimund 14. 3. D. Ingram 16. 4. Nach Mittelbräunlich und dem La Plata (Vollgasdampfer) ab Bremerhaven D. Weser 9. 3. D. Sierra Morena 23. 3. D. Götting 30. 3. Frachtdampfer ab Bremen D. Waalhaven 7. 3. D. Turpin 16. 3. D. Holstein 26. 3. D. Nach Mittelbräunlich D. Wiltia 30. 3. D. Nach Nordbräunlich ab Bremen D. Fiedrich 5. 3. D. Schwanen 27. 4. Nach Südamerika (Wahl) durch den Panamakanal ab Bremen D. Mittel 9. 3. D. Wido 30. 3. durch die Magellan-Strasse ab Bremen D. Submischalen 2. 4. Nach Westfalen, Zentral- und Mittelamerika und Mexiko D. Minden ab Bremen 25. 3. Frachtdampfer Canal. Anlein ab Bremen D. Arucas 16. 3. D. Orvina 30. 3. D. Nach Italien D. Fronten ab Bremen 2. 3. ab Hamburg 6. 3. D. Nach ab Bremen 9. 3. ab Hamburg 13. 3. D. Mts. 5. 3. ab Bremen 10. 3. ab Hamburg 20. 3. D. Anlin ab Bremen 23. 3. ab Hamburg 10. 3. D. Anlin ab Bremen 30. 3. ab Hamburg 3. 4. Mts. Königsberg ab Bremen 6. 4. ab Hamburg 10. 3. Nach Australien ab Bremen D. Miel 1. 4. D. Ober ab Bremen 4. 5. Nach der Deante ab Bremen ca. 8. 4. abfahren im Monat.

Filme der Woche.

Die Kammerlichtspiele kündigen in ihrer Werbung an, daß sie kein alltägliches Filmprogramm bringen werden. Dieses Versprechen haben sie auch reslos gehalten. Vor allem beachtenswert natürlich der Hauptfilm „Geheißt in Fesseln“ das größte Interesse. Für die Qualität des Films bürgt sich allein die Tatsache, daß die Liga für Menschenrechte das Protokoll über diesen Film übernommen und als Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht des Film als fächerlich bezeichnet hat. Der Film ist eben das Ergebnis der Strafgesetznovellen. Dine Barbare wird hier zu diesem Thema Stellung genommen und in einer tragischen Handlung die Selbsten der Unvollkommenen gezeigt. — Jährliche aus dem Beschlusse vom anderen getrennt. Alles Denken, alles Trachten fällt schließlich nur das andere Geschlecht aus. Aus Protokollen formen sich die nach Entspannung Schenken meist. Figuren und luchen an dieser Spielerei erleichtert. Zu den unumkehrbarsten Auswegen nimmt die gelungene Natur Zufall. Mit Freilicht und Edda fallen sich eben wie nach dem Film ist. Ausreichte nicht unbeschrieben. Es muß eine Strafverformung nach greifen, die vor allem die Selbsten der Gestandenen in Betracht zieht und dafür sorgt, daß diese einmal Gefangenen moralisch nicht noch tiefer fallen. — Der Film ist sehr deutlich, aber er muß es sein, wenn die Uebel wirklich aufdecken will. Schauspielerei wird er ebenfalls ergehen, dafür sorgen schon Spieler wie Mary Johnson, Dieterle, Tolness usw. — Der zweite Film „In Werdern blühn die Büume“, bringt ein tolles Aussehen. Die Bilettsafte ist er nicht, denn in Werdern blühn die (wunderbar in diesem Film) alle voll süßen Weins. Sogar der eiserne Gustav und die Redoretterin Paris-Berlin sind in diese äußerst lustige und flott gezeichnete Handlung hineingebrahrt. Wer auch mal ohne Rat und Ratodon lachen will, sehe sich diesen Film an.

Der Abend

Nr. 10

Donnerstag, den 7. März

1929

Das Opfer der Artistin.

Novelle von Fred Westermarck.

„Es ist eine gänzlich ausichtslose Sache, Mr. Aubrey,“ sagte Hooligan mit bedauerndem Achselzucken. „Hier stoße ich auf Schwierigkeiten, die zu beseitigen, ich keine Mittel und Wege finde.“

Hooligan bellenete bei dem reichen Engländer die Stellung eines Privatsekretärs, eines Privatdetektivs, wenn man will, kurz eines Mannes, dessen Aufgabe darin bestand, seinem Herrn bei der Erfüllung all seiner bizarren und ausgefallenen Wünsche und Gelüste die Wege zu ebnen, sei es durch List, durch Intrigue, Ueberredung oder Gewalt.

„Warum sollte es nicht gehen?“ fragte der Engländer brüst und kniff die Lippen zusammen.

„Eine gewaltsame Entführung kommt aus Gründen, die ich vorzutragen bereits die Ehre hatte, nicht in Frage, und von sich aus wird Lydia Perlow nichts tun gegen den Willen von Kostiz. Sie gehorcht ihm unbedingt — so unbedingt, daß sie sich ihm selbst dann unterordnen würde, wenn ihr Herz mißspricht — selbst dann, wenn Lydia Sie liebte, Herr.“

„Was ist dieser Kostiz für ein Kerl?“ fragte Aubrey, zornig mit dem Fuße aufstampfend.

„Der Führer der Artistengruppe, sagte ich es nicht schon?“

„Das weiß ich natürlich; wir haben uns schon ein paarmal besprochen und ich glaube, ich gefalle ihm nicht.“

„Er mißtraut Ihnen sehr.“

„Verständlich, gewiß. Aber sonst — in welchem Verhältnis steht er zu Lydia?“

„Einige sagen, daß die beiden sich lieben, andere behaupten, daß Kostiz der Bruder von Lydia sei. Nach meinen Beobachtungen ist das Letztere zutreffend.“

„Gut, das erleichtert die Sache. — Von der Polizei ist nichts Positives herauszubekommen?“

„Nach dem Paß heißt auch Lydia eigentlich Kostiz — das will zwar nicht viel sagen.“

„Nein, es will nicht viel sagen. Schließlich ist's auch belanglos. Auf alle Fälle gehorcht sie ihrem Bruder — oder Liebsten — bedingungslos, ja? Und er — der Herr Kostiz — ist der Stein auf dem Wege?“

„So ist es, Herr — genau so. Wäre Kostiz nicht da, hätte ich meinen Auftrag wohl schon erfüllt.“

„Was wissen Sie von seinem Charakter, seinen Neigungen?“

„Wenig — fast nichts. Er ist überaus verschlossen, lebt sehr zurückgezogen, hat keine Leidenschaften und keine Laster. Aber bei seiner Truppe ist er außerordentlich beliebt, da er gerecht und klug ist und zudem so ehrgeizig, daß er ganz in seiner Arbeit aufgeht.“

„Ehrgeizig, sagten Sie?“

„Ja, krankhaft ehrgeizig sogar, könnte man sagen. Immer auf der Suche nach neuen, außerordentlichen Leistungen und Sensationen.“

Mr. Aubrey starrte mit gerunzelten Brauen lange Zeit grübelnd auf die Tischplatte. Endlich fragte er:

„Worauf hat sich Kostiz spezialisiert? Sie wissen doch; jeder Artist hat meist sein besonderes Gebiet.“

„Kletterkünstler, Entfesselungstänzer, Taucher.“

Aubrey bedeckte ein Blatt Papier mit feinen kleinen, krausen Schriftzeichen.

„Wie heißt der Manager der Truppe?“ fragte er beim Schreiben.

„Smith, Walter Smith — eigentlich wohl Schmidt. Er soll ein geborener Deutscher sein.“

„Sehr gut — ein selbener Name,“ lächelte der Engländer dünn. „Sorgen Sie,“ er gab Hooligan das Papier, „daß dieses Inserat morgen früh an wirkungsvoller Stelle in sämtlichen Tageszeitungen erscheint. Bezahlen Sie es gleich und sagen Sie, Sie kämen im Auftrage jenes Managers. Wenn nötig, benutzen Sie eine Bekleidung — man darf Sie nicht erkennen auf den Annoncen-Expeditionen.“

Hooligan durchschlag das Papier, verabschiedete sich dann wortlos, mit tiefer Verbeugung, nach einem fast ehrfürchtigen Blick auf seinem Herrn.

Am nächsten Morgen stürzte Mr. Smith aufgeregt in das Zim-

mer von Kostiz. „Aber Kostiz, Mann — Sie haben mir ja gar nichts gesagt von Ihrer Absicht,“ schrie er, eine Zeitung wie eine Fahne schwenkend. „Aber eine gute Idee, eine ausgezeichnete Idee; wirklich, ich bewundere Ihren Mut, fast Tollkühnheit, möchte man sagen.“

„Was für eine Idee? Wovon sprechen Sie?“ fragte der Artist, maßlos erstaunt, und griff nach der Zeitung. Sein Auge fiel auf ein großes Inserat.

Variete des Zentrums.

Heute vormittag 11 Uhr wird der weltberühmte Artist Kostiz an der Außenwand des Manhattan-Wolkenträgers emporklettern und am Dachfirst den Union-Jack befestigen.

„Hm,“ sagte Kostiz und gab die Zeitung zurück. Seine Hände stifteten ein wenig und seine Augen brannten ins Leere. Mit einer jähen Bewegung griff er nach Mantel und Hut.

„Wir werden uns beeilen müssen,“ meinte er, auf die Uhr blickend. „Es ist bereits halb elf.“

„Vor drei Jahren ist das schon einmal probiert worden,“ sagte Smith im Auto, während sie nach der Freedom-Straße fuhren. „Von Alberti, dem Italiener. Sie wissen ja.“ Und beunruhigt durch das steinerne Gesicht des anderen, setzte er leise im selben Augenblick schon sich seiner Taktlosigkeit bewußt werdend, hinzu: „Er ist dabei ums Leben gekommen.“

„Keine Angst, ich komme nicht ums Leben,“ erwiderte Kostiz und lächelte eigenartig.

Vor dem Manhattan-Hotel hatte sich bereits eine nach diesen Hunderten zählende Menschenmenge angesammelt. Polizei sorgte für die Absperrung. Kostiz sprang aus dem Wagen, verbeugte sich rasch, von stürmischen Hochrufen begrüßt. Ein junger Bursche in der Nähe reichte ihm die zusammengeroßte Fahne. Kostiz wollte ihn fragen, wer ihn beauftragt habe, aber da war der Unbekannte bereits in der Menschenmenge, die das Haus umgab gleich einer lebenden Wand, verschwunden.

Mit einem flüchtigen, prüfenden Blick überflog Kostiz die ungeheure Fassade dieses Klozes aus Eisenbeton. Schweiß trat perlend auf seine Stirn, einen Augenblick fühlte er, wie sein Herz aufhörte zu schlagen. Dann wurde er ganz ruhig, ein Lächeln — halb milde, halb zuversichtlich — huschte über seine Lippen, er barg die Fahne unter dem Rock und begann, mit langsamen, überlegenden Bewegungen, an dem Blühbleiter den Aufstieg, mit den Füßen ab und zu auf den wenigen, schmalen Vorsprüngen, die sich ihm boten, nach einem Halt, einem Ruhepunkt für flüchtige Sekunden suchend.

In atemloser Spannung verfolgte die Zuschauermenge jede Bewegung. Die ersten sechs Stockwerke überwältigte der Artist ziemlich rasch — bei dem siebenten schien er erstmalig zu ermaten. Man sah, daß er einige hilflose Gebärden machte; endlich erwiderte er ein schmales Gesims, an dem er längere Zeit gleichsam kleben blieb.

Schließlich setzte er die Kletterpartie fort — es ging jetzt erheblich langsamer, man fühlte, daß seine Kräfte immer mehr nachließen. Am fünfzehnten Stockwerk klammerte er sich mit Händen und Füßen in den Leitungsdraht, es schien, als könnte er nicht mehr weiter. Aber er raffte sich doch noch einmal empor, und nun, das Ziel in erreichbarer Nähe, ging es ziemlich rasch.

Als Kostiz mit der Linken den Dachfirst berührte, begannen ein paar Burschen auf der Straße, die in einer Gruppe zusammenstanden, laut und gellend zu schreien, Kostiz hurra! hurra! hurra! Das Gebrüll mußte die Ohren des Artisten erreicht haben; man sah — oder glaubte doch zu sehen — wie Kostiz erschrak, seine Hand ließ den taum ergriffenen Halt los, es schien, als wende sich sein Kopf mit einer schreckhaften Bewegung nach unten. „Er stürzt!“ dachten alle, zitternd. Aber dann gewann der Mann zwischen Himmel und Erde die Ueberlegung zurück, das Bewußtsein seiner bedrohlichen Lage verließ ihm Riesenträfte. Er schwang sich auf das Dach hinauf, entfaltete die krampfhaft festgehaltene Fahne und verbeugte sich mit einem verzerrten Lächeln.

Als er aus dem Hotel herauskam, begrüßte ihn noch der losende Beifall der Menge. Hunderte schüttelten ihm die Hand und sein Wagen verfant fast unter Blumen.

„Der Mann kann mir dankbar sein,“ sagte Aubrey am Abend zu Hooligan mit seinem bösen, kalten Lächeln. „Alberti wird sich im Grabe umdrehen vor Neid und Eifersucht!“



Hooligan antwortete nichts — er war ganz Erwartung und Spannung.

„Drei Tage will ich ihm Zeit geben — zur Erholung. Ich gebe gern zu, daß er sich diese Galgenfrist ehrlich verdient hat,“ fuhr Aubrey fort. „Am vierten Tage erscheint das hier.“ Und er überreichte dem anderen wiederum ein Blatt Papier. Hooligan warf einen Blick darauf, er erschrak. Mr. Aubrey tat, als sehe er es nicht.

Am vierten Tage verfrachteten die Kisten, Kostiz werde sich gefesselt und in einer verschlossenen Holzboxe im Hafentanal versenken lassen, sich unter Wasser seiner Fesseln entledigen und die Riste sprengen.

„Das ist ein waghalsiges Stück — fast schlimmer als die erste Bravourleistung,“ dachte der Manager. „Ich möchte nur wissen, warum Kostiz die Inzerate immer selbst aufgibt — er muß mir ja doch meinen Anteil an den gesteigerten Einnahmen zahlen.“

Aber als er das Zimmer des Artisten betrat, lag der fiebernd und bewußtlos in seinem Bett. Die Anstrengungen der Kletterpartie waren selbst für seinen gesunden Körper zu viel gewesen. Lydia Perlow saß an seinem Lager und legte ihm immer wieder eine Eis-Compressen auf seine glühendheiße Stirne.

„Mein Gott, was machen wir bloß,“ jammerte Mr. Smith. „Wenn wir das Publikum enttäuschen, dann können wir einpacken, dann sind wir erledigt. Die ganze Truppe ist dann pleite.“

Einen Augenblick musterte Lydia schweigend den Aufgereagten. Sie war sehr bleich, als sie schließlich antwortete:

„Wenn er es später erfährt — und es wird ihm ja wieder einfallen, was er für heute plante — ich weiß nicht, ob und wie er es ertragen würde. Denken Sie: er, so ehrgeizig, so verantwortungsbewußt gegenüber dem Wohl und Wehe seiner Truppe! Ich denke, ich will es für ihn tun.“

„Sie? Aber Lydia — es ist eine so gefährliche Sache.“

Das Mädchen lächelte.

„Ach was,“ meinte sie, „ich habe ihm so oft assistiert, wenn er diesen Trick auf der Bühne, im Glasbassin, ausführte. Ich hab's ein paar mal selbst probiert, und es ging immer sehr gut. Kostiz hat selbst gesagt, ich stünde ihm nicht nach in dieser Arbeit.“

„Aber der Hafen — das ist doch ganz etwas anderes. Das Wasser ist dort sechzehn Meter tief.“

„Wenn er es sich ausgerechnet hat, daß es geht, so wird es schon klappen. Ich werde es tun — an seiner Stelle!“

Der Manager schwankte bereits.

„Es hilft ja doch nichts — man will ihn, Kostiz, sehen — nicht Lydia Perlow.“

„Ich werde mich verkleiden — ich bin fast ebenso groß und niemand kennt Kostiz so gut, daß man die Täuschung bemerken würde. Ich werde eben in meinem Zimmer. Ich will noch ein paar Minuten mit ihm allein sein.“

„Sie stand auf, sehr ruhig. „Ich kleide mich gleich um, Mr. Smith,“ sagte sie noch. „Holen Sie die Krankenschwester, sie schläft eben in meinem Zimmer. Ich will noch ein paar Minuten mit ihm allein sein.“

Das war um zwölf Uhr. Und vier Stunden später stand Hooligan erneut vor seinem Herrn, der eine dicke Zigarre rauchte und ausnehmend zufrieden ausah.

„Nun?“ fragte Aubrey. „Ich bin schon unterrichtet. Es scheint, daß sich Herr Kostiz doch etwas zuviel zugemutet hat. Schade um ihn. Er war mindestens ebenso mutig wie ehrgeizig.“

Hooligan suchte nach passenden Worten.

„Man weiß nicht, Herr,“ stammelte er, „wie Kostiz diese Aufgabe gelöst hätte, wenn — — — wenn er sie selbst hätte ausführen können.“

„Was heißt das?“ unterbrach ihn der Engländer, ihn mit starr gewordenen Augen mustern.

„Das heißt — Kostiz war krank, heute . . . er ist es noch. Liegt fiebernd und phantasierend in seinem Bett. Lydia Perlow hat sich im Hafentanal versenken lassen — an seiner Stelle. Sie muß ihn sehr geliebt haben . . . Sicher war sie nicht seine Schwester.“

Er sagte nichts mehr. Aubrey hatte nur die ersten Worte gehört. Seht, daß er zusammengesunken auf seinem Stuhl. Seine Hände trampften sich um die Lehne und sein Gesicht war grau.

Der Rahmen.

Von Bertel Budh-Müller.

Sie war ein kleines armes Mädchen, das auf einem Lager arbeitete. Sie war hübsch, lachte und juchzte gern — das Leben schien ihr viel Spaß zu machen, ganz gleich, ob es sich dabei um eine Portion Eis, um eine Kinovorstellung, um junge Ragen, Mäuse, neckische Hunde oder hübsche, gut gekleidete Herren handelte. Unter diesen Herren waren es besonders zwei, die sie interessierten, oder besser gesagt, waren es diese beiden, die sich am stärksten für sie interessierten. Beide schworen sich selbst, daß es sie und keine andere sein sollte — in Zeit und Ewigkeit . . . Sie gestanden es sich auch

selbst ein im milden Dunkel des Kinos, wenn die Spannung des Stückes das kleine Mädchen derartig erregte, daß sie dem Betreuer die Hand drückte oder sich an ihn presste. Dann spürte der Betreffende ganz benommen, wie der Film in diesem kleinen Wesen lebte, ja — ihm war, als könne er ihre kleinen Zuschauer hören oder ihr Aufkreischen, je nachdem die Handlung schön oder grauerregend war.

Mit dem einen jungen Manne war sie zusammen im Theaterverein. Der andere war seines Zeichens Boger. Während er im Saale trainierte, besand sie sich mit dem anderen zur Probe im Verein. Dieses Arrangement war äußerst praktisch. Auch die Sonntage teilten sie unter sich, und das Kino, das stets am Sonnabendabend fällig war. Wenn sie nie dann nach Hause begleiteten, durften sie mit ihr hinaufkommen und bei ihrer Mutter eine Tasse Tee trinken. Die Mutter arbeite auf einem Bureau, das will heißen, sie bohnte dort am Morgen, wuschte Staub und besorgte einmal in der Woche die große Reinigung. Die geringen Löhne von Mutter und Tochter genügten gerade, um das kleine Heim, ein Zimmer mit Küche, aufrechtzuerhalten. Die Mutter schlief in einer kleinen Kammer und Rosa auf dem Divan, über dem eine Unmenge von Filmbildern hingen.

Unter diesen befand sich auch in einem hübschen ovalen Rahmen derjenige der jungen Männer, der ihr gerade gegenüber im Sofa saß und sie mit großen Augen anhimmelte oder über die Teetafel und den Zwieback hinweg zur Mutter hinübergeschleifte, die es sich zu seinem größten Vergnügen niemals einsinken ließ, sich diskret zurückziehen. Sie mußten sich's mit den wenigen verflohenen, zärtlichen Minuten unten im Hausflur genügen lassen, bevor sie hinaufgingen — mit jenen quälenden Abschiedsmomenten im dunklen Treppenhause. Das ging niemals ohne ein gelindes Kreischen und zärtliches Puffen ab. Manchmal kam es ja den jungen Männern so vor, als wenn Rosa sie nicht gerade liebte, aber wenn sie dem Rahmen gegenüberüber saßen — diesem ausgelicht seinen Rahmen, den sie für ihr Bild spendiert hatte, der eine im Boganzug mit prägnanten Medaillen, hinter einem Tisch, der mit jenen typischen, geschmacklosen Prämien besetzt war, und der Vereinsfahne im Hintergrund, und der andere in weißen Beinkleidern mit fabelhaften Bügelfalten, blauem Jackett und Strohhut, auf den Lippen den Schlagler von der modernen Frau mit Bublikopf aus der Revue: „Hopp!-hopp!“ vom Weihnachtsfest des Dilettantenvereins, „Thalia“ — ja — wenn sie so da saßen und sich selbst betrachteten, wich jeder Zweifel. Sie muß sich ja lieben, wenn sie mit ihren geringen Mitteln einen feinen Rahmen gekauft hat und mir den Ehrenplatz einräumt zwischen dem Genie Charlie Chaplin und dem schönsten Mann der Welt — Valentin.

Aber — sie ahnten nichts voneinander, denn weder Rosa, noch ihre Mutter, sagten etwas, sondern warteten beide auf die Entscheidung des Schicksals, das endgültig bestimmen sollte, wer den ständigen Platz in dem feinen Rahmen einnehmen würde. Vorläufig wechselte die praktische kleine Rosa die Bilder aus. Derjenige, der am Abend zum Tee eingeladen wurde, kam in den Rahmen, denn sie konnte sich unmöglich zwei Rahmen leisten.

Und das Schicksal — ja — eines schönen Abends räumte es endgültig mit diesem unsicheren Zustande auf. Der Boger hatte sein Training im Saal unterbrochen und erschien unerwartet bei der Mutter, um zu fragen, ob Rosa am nächsten Sonntag mit auf eine Landpartie kommen dürfe. Die Mutter vergaß, daß Rosa bei einer Theaterprobe im Verein „Thalia“ war und darum mit dem Schauspielere heimkehren würde, und daß deshalb gerade dieser im Rahmen prange.

Ein Knockout hätte den Boger nicht tiefer erschüttern können, als der plötzliche Anblick des honigsüßen Kavalliers in dem kostbaren Rahmen, der sonst seine schwellenden Muskeln zu umschließen pflegte. Aber — er sagte nichts — murmelte nur etwas vor sich hin und ging resigniert seines Weges. Verständnißlos starrte die Mutter ihn nach, und als seine Schritte verpufft waren, sah sie plötzlich auf den Rahmen und — lächelte. Nun mußte sich ihre kleine Rosa ja entscheiden.

Das tat Rosa auch. Der Boger sank eine Gewichtsklasse herab. Sorgen und verzweifelter Training taten das Ihre. Der Schauspieler änderte sein Fach. — Er widmete sich nunmehr der tragischen Muse und trat nie mehr als Bon vivant oder jugendlicher Wehhaber auf, der Frauen entzückte.

Rosa aber tat etwas ganz Unerwartetes. Sie verbrannte die Bilder des Bogers und des Schauspielers und setzte das des Krämers von der Ede in den feinen Rahmen — noch mehr — sie heiratete den Krämer . . . Das viele Juchzen und Röhren, das Gekreische und heimliche Händedrücken hat aufgehört. Rosa ist auf dem besten Wege, gesetzt und behäbig zu werden, eine Hausfrau mit strammen Miene, jetzt — da sie nur einen Mann in dem Rahmen ihres Herzens birgt — und zwar den, der ein verbliebtes Recht darauf hat. (Aus dem Dänischen übertragen von M. Henniger.)

*

Malermeister Bulcke.

Der alte Bulcke kam nicht darüber hinweg.

Er war Malermeister, seit 1898 etwa. Er war ein Mann, der richtig lernte, als er jung war, der auch — bei den Ädern in Kendsburg — seine Jahre gedient und die Qualifikation zum Unteroffizier bekommen hatte. Er wohnte nun schon fast 35 Jahre in Lebesloe, in der kleinen holsteinischen Jehntaufendstadt, war ehrfamer Handwerker und sogar Vorstandsmitglied in der Innung. Vor Gericht war er nur zweimal in seinem Leben gewesen, einmal in einer Gewerbeangelegenheit, einmal wegen eines Strafverfahrens gegen ein Dienstmädchen, das eine Treppe höher in seinem Hause in der Königstraße angestellt war, als Jenge. Der alte Bulcke kam nicht darüber hinweg . . .

Sein einziger Junge, der Heinrich, war doch wirklich gehegt und gepflegt worden. Als die Mutter noch lebte, hatte sie ihn behandelt wie ein totes Ei und, auch wenn er die Lümmeleien der Flegeljahre machte, mit Entschuldigungen und Heimsüchlichkeiten nicht gespart. Bulcke, der, wie so viele Väter, Familienehrgeiz hatte, mußte Heinrich auf die höhere Schule schicken, und es gab ein stolzes Fest, als der Junge 1910 sein Einjähriges machte.

Selbstverständlich war, daß Heinrich Bulcke sich im August 1914 — er war bis dahin bei Blake u. Sohn in Lübeck Handlungsgehilfe gewesen, als Kriegsfreiwilliger meldete. Besonders beglückte es Vater Bulcke, daß Heinrich beim Ersatzbataillon 84, seinem alten Regiment, ausgebildet wurde.

Sobald Heinrich, insgesamt etwa fünfmal während der Kriegsjahre von 1914 bis 1918, nach Lebesloe, zuletzt als Offizierstellvertreter, auf Urlaub kam, war die Familie Bulcke doppelt und dreifach angezogen. Schon 1916, als es noch kein bloßer Schmutz war „nach der Rangordnung“, hatte er das Eiserne Kreuz Erster. Lebesloe besaß in dem jungen Mann, der seine Extrajuniform mit viel Eleganz und militärischem Schneid trug, einen vaterländischen Helden, der um so verehrungswürdiger schien, als er ja aus Lebesloe gebürtig war.

Die Heroenzeit der Uniform war zu Ende gegangen. Realitäten, Neuordnungen marschierten auf, auch bei Bulckes in Lebesloe, Provinz Schleswig-Holstein. Heinrich Bulcke hatte die Revolution teineswegs mitgemacht. Er hatte, vorschriftsmäßig, wie er erzogen und auch gewonnen war, seine Entlassungspapiere einschließlich der zustehenden Gebühren abgeholt und kehrte als frevelhaft von hinten erdolchelter Frontkrieger zurück, um seinem Vater auf der Tasche zu siegen.

Der Offizierstellvertreter, der beinahe, wenn der Krieg noch länger gedauert, Leutnant geworden wäre, konnte natürlich unmöglich jetzt, nachdem er sich in so beachtlichem Maße um sein Vaterland verdient gemacht hatte, wieder in Lübeck bei Blake u. Sohn eintreten. Er war auch etwas und mußte doch etwas heißen. Dieser Anstich war auch Vater Bulcke! Juerst, bis Ende 1923, boten die Freiwilligenabteilungen, bei denen gerade für Männer vom Schlage Heinrich Bulckes ein reiches Betätigungsfeld offen lag, Gelegenheit, in den Verjämnissen der Kriegszeit fortzufahren und weiter vorzutauschen, daß man Held, Patriot und deshalb erster Mann im Staate sei.

Als dann der ganze Rummel aufhörte, kam die Katastrophe. Der etwa Dreißigjährige lag auf der Straße, beschäftigungslos, unfähig und nur mit seinem Titel und etlichen schönen Orden behaftet. Was sollte er machen? Viel Möglichkeiten gab es nicht, aber immerhin: Er, Heinrich Bulcke, der bis dahin stets seine Rolle gespielt hatte, war doch mit seinen dreißig Jahren ein hübscher Kerl!

Bald wurde er wegen Heiratschwindels zu acht Monaten Gefängnis verurteilt.

Und darüber kam der alte Bulcke nicht hinweg. Sein Junge und so etwas! Im „Generalanzeiger“ hatte es auch gestanden. Ganz Lebesloe sprach davon. Man zeigte mit Fingern auf ihn, den ehrfamen Handwerksmeister, und wenn man es auch nicht tat, so spürte er doch Blicke hinter seinem Rücken oder glaubte Worte der Kritik oder des Bedauerns zu hören.

Es war aber auch wirklich etwas daran. Er war zweiter Vorsitzender des Vereins ehemaliger 84er, und er hatte schon den richtigen Riecher, wenn er bei den Sitzungen alle vierzehn Tage bei Begrüßung, Unterhaltung und Gehaben Frost und Kälte zu bemerken vermehrte. Der alte Bulcke hatte keine Beweise; das ist richtig. Man verhielt sich korrekt, aber man wahrte die Distanz. Man war eben vorsichtig. Der Sohn im Gefängnis, da lieber Gott, da war doch was anrücklich. Ausgerathen mit dem Vater eines solchen minderwertigen Menschen intime Freundschaft halten, das konnte doch dem Ansehen schaden. Es waren ja sogar Stadtverordnete Vereinsmitglieder, und einer von ihnen, der Bijefeldwebel und Besitzer des Hotels „Stadt Lebesloe“, Herr Schulz, hatte sehr deutlich am Stammtisch gesagt: „Da ist etwas faul!“ Aber Schulz hin und her — man mußte doch auch auf die Freundschaft Rücksicht nehmen.

Das Geschäft des alten Bulcke ging übrigens auch juristisch. Mochte die allgemeine Not der Zeit hier ausschlaggebend sein, mochte zufällig bei seinen alten Stammkunden, dem Generalmajor a. D. von Kappelheim, dem früheren Rittergutsbesitzer Perleberg, dem Großkaufmann Neuhem und allen den anderen, kein Bedarf nach Malerarbeiten vorliegen, gleichgültig: Der alte Bulcke führte alles auf die Strafe seines Sohnes zurück. Er kam nicht darüber hinweg.

Den Ausschlag aber gab Ende Januar die Neuwahl im Verein der ehemaligen 84er: Mit 28 gegen 16 Stimmen bei 2 Stimmenthalten wurde der Hotelbesitzer Schulz zum zweiten Vorstehenden gewählt. Der Malermeister Bulcke fiel durch.

Bis zum Ende dauerte es noch etwa sechs Wochen: Dann kam die Katastrophe: Der alte Mann hingte sich auf.

Man fand einen Zettel mit den Worten: „Heinrich war der dunkle Punkt. Die Uniform hat mich umgebracht.“

Henning Duderstadt.

*

Der Brief.

Während er seinen Mantel anzog, kam sie zu ihm hinaus in den Korridor. Sie hatte einen Brief in der Hand und lächelte rätselhaft, während sie ihn in seine Manteltasche schob.

„Öffne diesen Brief, wenn du in deinem Bureau angekommen bist, aber nicht vorher!“

Er blickte sie sehr erstaunt an und zog den Brief aus der Tasche. „Was sind das für neue Manieren? Was soll das bedeuten?“ „Nur — ach, nichts — tue, was ich dir sage,“ erwiderte sie bestimmt. „Versprichst du mir, daß du den Brief nicht früher öffnen wirst, als bis du an deinem Pult sitzt?“

Sie legte die Hände sanft auf seine Schultern. In ihren Augen war eine Bitte — ein wenig Angst — Schmeichelei — ein verirrtes Spiel von Gefühlen — aber hinter allem lag Entschlossenheit — oder — war es etwas anderes — Wille oder vielleicht ein Versuch, ihren Willen durchzusetzen . . . Er sah alles in einem Augenblick, aber verstand nichts — rein gar nichts . . .

„Versprichst du mir, um was ich dich bitte?“

„Ja — ich verspreche — aber ich verstehe kein Wort — was steht denn in dem Brief,“ fragte er ärgerlich und zugleich etwas ängstlich.

„Les ihn, wenn du auf dem Bureau bist! Versprich es mir!“

„Ja — ja — selbstverständlich, das muß ich ja schon, aber —“ „Auf Wiedersehen — und vergiß nicht, was du mir versprochen hast!“

Sie küßte ihn süchtig und schob ihn zur Türe hinaus. Er konnte nichts begreifen. Während er auf der hinteren Plattform der Elektrischen stand, grübelte er. Diese Entschlossenheit in ihrem Auftreten verwirrte ihn vollends. So hatte er sie noch nie gesehen. Die ganze Szene glich ja einer Entscheidung, einem Ultimatum, einem Abschied.

Hatte sie vielleicht irgend etwas erfahren? Vertauselt noch mal! Beinahe sah es ja so aus. Für den Fall, daß . . . ja — dann mußte er die Sache auf sich nehmen wie ein Mann. Haltung — Haltung! Vielleicht war es am richtigsten, den Brief überhaupt nicht zu lesen, aber — der Teufel mochte wissen, was dann geschehen würde! Wenn er sie hätte anläuten können, um ihr zu erklären — ja — daß die ganze Sache ja im Grunde nichts auf sich gabe. Eine Bekanntschaft aus alten Zeiten — nicht mal eine Freundin — nur eine ganz gleichgültige Jugendbekanntschaft — eine zufällige Begegnung — zu ärgerlich, daß er zu Hause kein Telefon hatte. Sonst hätte er doch sicherlich die ganze Geschichte mit ein paar Worten in Ordnung bringen können. Aber jetzt? Zweifellos mußte sie alles. In diesem verdammten Briefe stand natürlich irgendein alibier Quatsch, daß, wenn er nach Hause käme, sie fort sein würde, zu den Eltern gereist usw. Dann wäre der Skandal unermelblich. Wie sollte er sich nur aus dieser ganzen fatalen Geschichte heraus retten? Dieser verfluchte Brief auch . . . alles zwischen uns ist aus. Ich weiß es. Dieser kühle, dünne Brief, nur ein einziges Blatt Papier ist wahrscheinlich darin. Ihn war, als könne er durch den Umschlag hindurch lesen: „Alles ist vorbell.“ Hier standen aber so viele Menschen um ihn herum. Es war unmöglich, den Brief zu öffnen. Das war ja auch ganz gleichgültig, etwas früher oder später spielte wohl keine Rolle.

Auf dem Bureau angelangt, knallte er seinen Hut auf den Tisch und warf seinen Mantel über den Stuhl. Schnell griff er nach dem Brieföffner. Die Gemütsbewegung ließ seine Hände zittern. Schließlich riß er den Umschlag ganz brutal in Stücke. Den Brieföffner konnte er doch bei dieser Gelegenheit nicht richtig handhaben.

Dann hielt er einen kleinen drosselhaften Zettel in den Händen — endlich — er war viermal zusammengefallen. Er senkte tief, sagte einen rosen Entschluß und faltete ihn auseinander. Mit großen, kantigen Buchstaben stand dort zu lesen: „Vergiß nun nicht wieder, sofort den Schornsteinfeger zu telefonieren . . .“ B. G. o. s. s.

Die Schatzkammer der katholischen Kirche.

Allgemein bekannt ist, daß der Vatikan die wertvollste Bibliothek der Welt besitzt, besonders in Bezug auf Handschriften. Da findet sich u. a. die älteste existierende Bibelhandschrift und verschiedene römische und griechische Klassiker in allen Manuskripten. Im ganzen hat die Manuskriptensammlung nicht weniger als 35 000 Nummern, darunter 4 000 griechische, 19 000 lateinische und über 2000 orientalische Handschriften.

Die gedruckte Bibliothek besteht aus über 200 000 Bänden, von denen viele ein sehr hohes Alter und einen bedeutenden wissenschaftlichen Wert haben. Die Bücherschätze des Vatikans wurden jahrhundertlang vor der Öffentlichkeit verschlossen gehalten, und nur Kardinäle und hohe Kirchenfürsten hatten Zugang zu ihnen. Erst Papst Leo 13. öffnete die Bibliothek den Studierenden, und seit seiner Zeit haben Gelehrte und Bücherliebhaber Zutritt zum Bibliotheksaal.

Sie alle haben häufig darüber geklagt, wie außerordentlich das Studium durch das mangelhafte Katalogsystem erschwert ist; denn wohl sind zu verschiedenen Zeiten Kataloge angefertigt worden, doch können sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.

Der jetzige Papst Pius 9. hat in seinen jüngeren Jahren als Assistent und später als Hauptbibliothekar in der Sammlung gearbeitet und kennt daher die Schwierigkeiten besser als die meisten anderen. Deshalb hat er sich an die amerikanischen Carnegie-Bibliotheken gewandt und sie gebeten, die Katalogisierung in die Hand zu nehmen. Die Amerikaner haben zugestimmt, und es sind schon zahlreiche amerikanische Bibliotheksautoritäten in Rom eingetroffen und haben die Arbeit in Angriff genommen, die sich über zehn Jahre erstrecken wird. Die Amerikaner sind in einem der elftausend Zimmer des Vatikans untergebracht worden und haben ihre Kartotheken aufgestellt, die vorläufig mit unbeschriebenen Karten gefüllt sind. Zunächst will man alle Bücher katalogisieren, die vor dem Jahre 1500 gedruckt sind; dann will man die Handschriften vornehmen. Mit besonderem Eifer wird man natürlich nach den ältesten Handschriften suchen.

Der Carnegie-Fond bestreitet den größten Teil der Unkosten, da ja die Kirche bekanntlich zu arm dafür ist. Die Amerikaner werden sich dafür an dem Segen des Papstes schadlos halten können.

Der Vatikan ist der größte Gebäudekomplex der Welt. Der Name stammt aus dem Altertum, da die Gebäude allmählich auf der Ebene errichtet wurden, die die Römer Ager Vaticanus nannten. Hier befanden sich die berühmten Gärten Calligulas, und die Sage erzählt, daß unter Nero viele Christen an dieser Stelle den Opferperiod erlitten.

Der eigentliche Schöpfer des heutigen Vatikans ist Papst Nikolaus 5. (Mitte des 15. Jahrhunderts), der den Plan faßte; den Vatikan zum größten Palast der Welt machen. Seine Nachfolger setzten dann sein Werk fort. Papst Sixtus 4. baute 1473 die berühmte Sixtinische Kapelle, deren Wände mit Gemälden der berühmtesten Meister geschmückt wurden, um endlich von Michael Angelo vollendet zu werden.

Der Vatikan umfaßt mehr als 28 000 qm, hat elftausend Zimmer, zwanzig Höfe und zahlreiche Gärten, die mit Drangenbäumen bepflanzt sind. Er ist nicht nur Wohnsitz des Papstes, sondern in ihm ist auch die Kirchenverwaltung untergebracht.

Unter den Sammlungen des Vatikans sind die Bildhauerarbeiten aus dem Altertum besonders berühmt, und jeder, der den Vatikan besucht, empfängt einen bleibenden Eindruck von seiner Pracht und Schönheit. Es hat sich im Laufe der Jahrhunderte hier ein Reichtum an Kunstwerken aller Art angesammelt, wie kaum sonst irgendwo auf der Welt.

Der schlagfertige Voltaire.

Voltaire und Rousseau waren eine Zeitlang miteinander befreundet. Das schloß jedoch nicht aus, daß sie sich gegenseitig oft auf die boshafte Weise hänselten und verspotteten. Als sie eines Tages zusammen in einem Restaurant Lustern aßen, sagte Rousseau, nachdem er schon eine Riesenportion verschlungen hatte: „Ich könnte so viele Lustern vertilgen, wie Simson Bisklister erschlug!“ Voltaire lächelte: „Mit den gleichen Waffen?“ (Simson schlug nämlich die Bisklister mit Felssteinbädern)

Diesen Witz konnte Rousseau nicht vergessen. Er suchte nach einer Gelegenheit, sich zu rächen. Einmal kam er in Voltaires Wohnung, als dieser gerade ausgegangen war. Er bemerkte auf allen Gegenständen eine dicke Staubschicht. Bücher, Tisch, Regale, ja selbst das dunkle Piano waren über und über bestaubt. Rousseau schnuzelte: das war eine Gelegenheit, sich zu rächen. Er schrieb auf den Deckel des Klaviers in die dicke Staubschicht hinein: „Cochon“ („Schwein“).

Am nächsten Tage traf er Voltaire. „Ich war gestern bei Ihnen“, sagte er, „aber ich traf Sie nicht an.“

Voltaire nickte: „Ich weiß schon. Ich fand Ihre Visitenkarte auf dem Klavier!“

Humor

Der Schächterne. Stimme im Dunkeln: „Darf ich dich küssen?“ Schweigen. Stimme: „Würdest du mir zürnen, wenn ich dich küßte?“ Antwort: „Nu los doch schon, soll ich mir erst versprechen lassen, daß du mich nicht beißen wirst?“

Das Geheimnis. „Hänschen, du wirst doch Papa nicht verraten, daß du gesehen hast, wie ich gestern deine Schwester Käthe küßte?“ — „Gar nicht nötig! Käthe hat uns sofort alle aufgeweckt, um es uns zu erzählen.“

Wie die Aßen jungun . . . „Jedesmal, wenn du unartig bist, bekomme ich ein neues graues Haar.“ sagte der bekümmerte Vater. — „Ma, da mußt du aber ein großes Lausbub gewesen sein.“ erwiderte das Söhnchen. „Sieh dir mal Großpapa an.“

Peinlich. „Warum ist denn Meier in so gedrückter Stimmung? Ich dachte, er hat bei einem Preisauschreiben über das Thema: „Was mir an den Frauen mißfällt!“ den ersten Preis bekommen?“ — „Das ist es ja eben, er hat scheußliche Angst davor, daß seine Frau den Artikel lesen könnte.“

Die richtige Antwort. Eine Abordnung von Bauern kam einmal in der guten alten Zeit zum dänischen König, um gegen eine neue, ihnen auferlegte Steuer Einspruch zu erheben. Der König begrüßte sie leutselig mit den Worten: „Nun, meine Kinder, was wollt Ihr denn von mir?“ Worauf der Führer der Abordnung treuherzig erwiderte: „Herr König, wir wollen nichts von dir, wenn du nur auch von uns nichts wolltest!“

Vergeßlich. Als man den Herrn Professor halb ertrunken endlich aus dem Wasser herausgefischt hatte, spuckte er zwischen Prusten und Husten: „Wirklich interessant! Eben jetzt, wo ich lande, kommt mir die Tatsache ins Gedächtnis zurück, daß ich ja überhaupt schwimmen kann.“

Der Stochwitwer. „War mein Mann recht solide, Berta, während ich verreist war? Ist er zu allen Mahlzeiten nach Hause gekommen?“ — „Ja, nur zum Morgentafel manchmal nicht, gnädige Frau!“

Der gute Zweck. Eine hübsche Geschichte aus den Pariser Kälte-tagen erzählt die „Comödia“: Ein würdiger Akademiker, den die entzündenden Beine einer jungen Dame auf dem Pont des Arts anzogen, folgte ihr allzu angelegentlich, so daß die Schöne, die wohl Paris noch nicht genügend kannte, sich mit den entkräfteten Worten umwandte: „Mein Herr, unterlassen Sie es, mir zu folgen!“ Da ein dicker Schal die rote Rosette des Akademikers verbergte, nahmen ein paar Vorübergehende für die Dame Partei. Aber der Herr entschuldigte sich: „Madame, es ist nur wegen des guten Zweckes!“ — „Was für ein guter Zweck?“ — „Es ist heute so kalt, sehen Sie mal die Eisschollen auf der Seine. Wenn ich hinter Ihnen hergehe, wird mir gleich wärmer.“ Diese Entschuldigung entwarfnete die Dame . . .

Macht der Gewohnheit.



Das Wiegenlied einer Zirkusreiterin.

Harzer Volksstimme

(Halberstädter Tageblatt)

Organ der Sozialdemokratischen Partei für den Stadt- und Landkreis Wernigerode.

Bezugspreis halbjährlich 1 Mark einschließlich Postgebühren, bei Selbstabholung 90 Pfennig. Erscheint wöchentlich sechs Mal und zwar mittags, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle, von unseren Agenten und Agenturen entgegen genommen. Redaktion u. Druckerei: Salferbach, Donplatz 48. Fernruf 2014. Verlag: Halberstädter Tageblatt, Karl Beiler, Sch. u. S. S. Steinmühlstr. für Politik u. Wirtschaft. Arthur Wolfenbützel, für den lokalen Teil Wilhelm Kämmermann, für Reklame u. Inserate Karl Treff, sämtl. in Halberstadt.

Anzeigenpreis die achtspaltige Kolonnenzeile oder deren Raum für Anzeigen aus Stadt- und Landkreis Wernigerode 15 Pfennig, auswärts 20 Pfennig. Kleinanzeigen 40 Pfennig, auswärts 50 Pfennig. Maßgebend ist der bei Abholung vorliegende letzte Kurs. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und an bestimmten Stellen kann eine Gebühr nicht übernommen werden. Anzeigen-Aufnahme in der Geschäftsstelle: Halberstadt, Donplatz 48 (Fernruf Nr. 2014), Postfach 6704. Wernigerode 4526 u. Volksbuchhandlung (Steigerbach) Wernigerode, Burgstraße 9.

Nr. 56

Donnerstag, den 7. März 1929

4. Jahrgang

Der Fall Beinert vor dem Landtage.

„Hier riecht es nach Bewersdorff und dem Sattlergefallen.“

Die Dienstag-Sitzung des preussischen Landtages begann mit einem großen Krach. Bei der 3. Lesung des von den Regierungsparteiern eingebrachten Urtrages über das

Stagen in den Reichsforsten durch Käseparfüm. Die öffentlichen Reden wurden von dem Reichsforstbesitzer, dem Abg. Stauer, vor, einen jungen Mann, auf den Schwarzrot-gold ungehörig, ebenfalls wie das rote Tuch auf den Säuer. Der Landtag kennt diesen Herrn, der bei seinen Reden förmlich Unrat schmeißt, zur Genüge. Diesmal geriet er über das „geborrenmässige Revolutionsgeheimnis“. Diese Unerschämtheit löste auf der gesamten linken einen solchen förmlichen und berechtigten Protest aus, daß es dem Redner unmöglich war, weiter zu reden. Präsident Barthelemy mußte die Sitzung unterbrechen nach Wiedereröffnung protestierter Stauer dem Hause gleich ein ganzes Bündel von Änderungsanträgen, die alle in namentlicher Abstimmung der Ablehnung verfielen. Der Antrag der Regierungsparteiern wurde mit 208 Stimmen endgültig verabschiedet.

An der fertigensten Zeit 12.2.29 trat es gab auf eine Frage des Abg. Heilmann (S.) vom Montag der Aufzinsminister Dr. Schmidt eine bezeichnende Erklärung über seine Stellung zur Todesstrafe

ob. Sowohl das eingehende Studium der Straftaten über Wortprognose mit Todesurteilen, als auch eine in seinem Besitze vollzogene Doppel-Strafverurteilung und die Straftatung des Befürworters Böhmer, die Straftatung mit der Straftatung der Gegner der Todesstrafe, alle diese Tatsachen hätten keine Bedeutung gegen die Verurteilung, daß er jetzt als Mensch abtöndert gegenüber der Straftatung. Seine Versicherung, daß er diese Einstellung auch an möglicher Stelle nicht verlegen würde, ließ wohlwollenden Beifall auf der linken Seite des Hauses aus.

Abg. Ruttner (Soz.)

erzählte in der weiteren Debatte noch an einigen Beispielen die antirepublikanische Voreingenommenheit von Richtern. Zunächst behandelte er den

Fall Beinert-Wernigerode

und den Halberstädter Prozeß, der bekanntlich mit der Verurteilung des Genossen Wittenburg zu 200 A Geldstrafe endete.

Die zahlreichen Fälle von freilich Republikverhöhnung, die ich im Hauptausdruck angeführt habe, will ich nicht wiederholen Sie haben sich inzwischen vermehrt. Eine der größten Verleumdungen aber enthält ein Urteil selber, das ergangen ist in Sachen des famosen Amtsgerichtsrat Beinert.

Herr Beinert hat nach seiner disziplinarischen Bestrafung in einer Schimpfproklamation die Beamten, die sich auf dem Boden der Republik gestellt haben, mit den Worten eines Gedichtes als

„Lumpen“

bezeichnet. (Zuruf rechts: Wollen Sie bestreiten, daß es Lumpen sind?) Es gibt ja auch auf der Rechten Beamte, die trotz monarchischer Gesinnung von der Republik Geld nehmen.

Die müssen ja wissen, auf wen das Wort von Lumpen zutrifft. Als das sozialdemokratische Blatt in Halberstadt die Äußerung des Herrn Beinert anprangerte, fühlte dieser sich beleidigt und legte wegen Beleidigung. Tatsächlich wurde der Redakteur Mollenbaur verurteilt. In der Begründung war angegeben, daß Beinert die Wendung von den Lumpen gebraucht hat. Doch sagt das Urteil: Aber der Privatkläger (Beinert) hat mit diesem Zitat nur diejenigen Beamten treffen wollen, die sich heute vor ungeschickten Menschen, die sich in hohen Staatsstellen befinden und Einfluß ausüben, verbeugen.“

Hier riecht es nach Bewersdorff und dem „Sattlergefallen“. Hier kommt der Akademiker durch den Durchbruch, der in jedem Richterfinderten einen umgebildeten Knoten sieht. (Wohlsitzige Zustimmung links).

Wenn Sie Unrecht an Unschuldigen gut machen wollen, dann fordern Sie auf, das im Fall unseres ehemaligen Kollegen Hoffmann (Guben) zu tun. Gegen Hoffmann ist von den Deutschnationalen eine ungeschickliche Heße entlassen worden. Er soll als Leiter der Kammerfeste Stellung, Linnetze usw. begangen haben. Es geriet mit zur besonderen Gemütsart von dieser Tribüne das rechtskräftige Urteil zu verlesen, das den Kollegen Hoffmann becheinigt, daß er nicht nur kein Unrecht begangen, sondern die Krankentzelle unter Einlegung seiner ganzen Persönlichkeit gehindert hat. Der Zweck der Heße ist allerdings erreicht: Kollege Hoffmann hat Amt und Mandat verloren; er ist jetzt mittel- und geringfügig. (Zuruf rechts: er kann ja aufs Wohlstandsbrot gehen, große Linnetze links). Aufseher haben Sie einen Erfolg erzielt, um den Sie allerdings kein rechtlich Defensiver beneiden.

Bestimmte möchte ich, daß entgegen den Behauptungen der Nationalsozialisten die in letzter Zeit verurteilten

als eingeschriebene Mitglieder der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei festgestellt worden sind. Die Erklärung, die sowohl der Herr Aufzinsminister über seine Stellung zur Todesstrafe abgegeben hat, begrüßen meine Freunde aus Wärme und hoffen, daß den Worten bald die Tat folgen wird. Nachdem der preussische Aufzinsminister sich dem Ratzen des Professors Kohl gegen die Todesstrafe angeschlossen hat, sollte eigentlich ihre Wirkung aus dem Strafgesetzbuch unwiderruflich sein. Zur Unterfertigung der Worte des Aufzinsministers will ich hier einen bisher unemananten Fall anführen, indem

ein gänzlich Unschuldiger zum Tode verurteilt

wurde. Ich will das umsonst, als im Hauptausdruck bei der Besprechung des Bruderlichen Dramas „Die Verbrecher“ der deutschnationalen Redner gemeint hat: was dort auf der Bühne geschehe, das komme in Wirklichkeit nicht vor. Das werde zeigen, daß Beinert noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Vor wenigen Tagen erst ging durch die Presse

der Fall der beiden Köhner Arbeiter Jöhles und Häppler, die vor 10 Jahren wegen Raubüberfalls auf einen Kassenboten zu 5 und 6 Jahren Zuchthaus verurteilt wurden und die Strafe fast voll verbüßen mußten. Jetzt hat man die beiden wirklichen Täter auf ihr Verbrechen hin verurteilt und der Staatsanwalt hat in seinem Plädoyer für die unfehlbaren Erörtererstellten eine warme Ehrenklärung abgegeben. (Wohlsitzige hört, hört!) Wäre bei dem Überfall der Kassenboten getötet worden, so wären Jöhles und Häppler zweifellos zum Tode verurteilt worden.

Unter großer Aufmerksamkeit des Hauses frag der Redner einen

bisher unbekanntem Fall vor, in dem 1919 in Gelsenkirchen der Schmelzer Ralfus von dem

aufserordentlichen Kriegesgericht unfehlbig zum Tode verurteilt wurde. Das Obertribunal war nach mehrmonatlichem Hören, trotz des Abtraten seines juristischen Referenten, vom obersten Gerichtsherrn befristet worden. Der Beurteilung wäre unmeistlich hingewiesen worden, wenn nicht durch eine merkwürdige Berührung von allerlei Zufällen der wahre Sachverhalt klargestellt und der wirkliche Täter gefasst und abgeurteilt worden wäre. Daß der gänzlich Unschuldige in der Unterfertigung die ihm zur Zeit gelegte Tat nicht zugab, wurde ihm in der Urteilsbegründung als

„unverfrorenes und tollkühnes Feigen“

erklärend angedeutet. Wenn eri kürzlich im Rundfunk der volksparteiliche Geheimrat Japf als Befürworter der Todesstrafe beruhigend erklärte, daß noch nie ein Todesurteil gegen einen Unschuldigen vollstreckt ist, so ist zu hoffen, daß auch durch dieses Beispiel diese trügerische Rede gestrichelt wird und damit ein neuer Beitrag für die Beseitigung der Todesstrafe geleistet ist.

Die weitere Aussprache wurde wegen der zu erheblichen Abstimmungen auf Mittwoch verlegt. — Das deutschnationale Abstimmungsverbot gegen den Innenminister wegen des Janowitzer Dreimännerbundes wurde mit 211 gegen 140 Stimmen bei Stimmenthaltung der Kommunisten abgelehnt. — Nach den Abstimmungen über die zum Wohlhabendsten gestellten Anträge sprach das Haus auf Mittwoch Tagesordnung: Fortleitung der Beratung des Budgetplans.

Das Minderheitenproblem in Genf.

Während manche Anhaltungen der letzten Jahre wenig Interesse erweckten, dürfte die Genfer Woche diesmal mit Spannung von Millionen verfolgt werden, die von ihr eine Besserung ihres Schicksals erhoffen. Das sind die nationalen Minderheiten, die bisher im Völkerbund nicht diejenige Hilfe gefunden haben, die sie berechtigt waren, von ihm zu erwarten.



Als damaliger Ratvorsitzender sagte Briand dies zu und verweist darauf, daß eine ähnliche Anregung von kanadischen Ratsmittglied Durand bereits vorliege.

Die gefürzte Sitzung abgefaßt.

Das Minderheitenproblem macht noch Schwierigkeiten.

Genf, 5. März. (Eig. Draht.) Die für Dienstag vorgesehene öffentliche Sitzung des Völkerbunds wurde mittags plötzlich abgefaßt. Eine Begründung für die unermwartete Vertagung wurde nicht gegeben. Es verlautet jedoch, daß zahlreiche Delegationen vor Beginn der Debatte über das Minderheitenproblem ihre vertrauliche Fühlungnahme mit den Vertretern Englands und Frankreichs abstimmen wollten. Chamberlain wird am Dienstag u. a. von dem Vertreter Ungarns, dem jugoslawischen Außenminister, den Vertretern Spaniens und Japans sowie von dem preussischen Außenminister befragt. Um sieben Nachmittags unterbreiteten sich Stresemann und Briand längere Zeit über die schwebenden politischen Fragen.

Anschließend ist das Memorandum des Kammerats Durand zur Minderheitenfrage gewissen Änderungen unterzogen worden. In seinem veränderten Memorandum verlangt der Kammerat, daß Minderheitenbestimmungen auch von Minderheitenvertretungen außerhalb des Landes, dem die Minderheit zugehört worden ist, in Empfang genommen werden sollen. Diese außerordentlich weitgehende Forderung könnte in der Praxis bedeuten, daß eine Vertretung der Deutschen im Schweiz, die infolge des Faschismus Italien verlassen mußten, das Recht hat, sich im Namen der Erwerler Deutschen zu beschweren. Durand fordert ferner, daß die Minderheiten in einigen Fällen ihre Beitritt an den Völkerbund gleichzeitig mit der ersten Beschwerde an ihre Regierung richten dürfen. Ein weiterer Zusatz verlangt, daß im Falle einer Abweisung der Minderheitenbeschwerden das behandelnde Komitee zu entscheiden hat, ob und in welcher Form die Deffektivität von der Abweisung zu unterrichten ist.

Ausführungen über das Minderheitenproblem, die Chamberlain am Dienstag vor der englischen Presse machte, zeigen allerdings, daß der englische Außenminister nicht die Absicht hat, sich dem kanadischen Schritt voll anzuschließen. Chamberlain betonte ausführlich, daß er seiner Meinung nach guten Seiten des bisherigen Minderheitenverfahrens, das aber zu, daß die Diskussion zu Verbesserungen der Majorität des Rats führen könne.

Nach gründliche Erörterung notwendig.

Genf, 6. März. (Eig.) Die Auseinandersetzungen über die Behandlung des Minderheitenproblems spielen sich zur Zeit dahin zu, ob die Frage nach einer ausführenden Diskussion im Rat in einer besonderen Kommission nochmals gründlich geklärt oder ob mit der Behandlung durch den Rat die Debatte als erledigt betrachtet werden soll. Deutschland wünscht eine gründliche Erörterung der Frage in einer Kommission, England ist damit prinzipiell einverstanden, während Belgien, Spanien und Spanien dagegen sind und die Frage in der gegenwärtigen Tagung abschließend behandelt wissen wollen. Die anderen Mächte, darunter Frankreich, verhalten sich abwartend.